

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

24. Jahrgang, Nr. 1
14. Dezember 2007

Ein erfolgreiches Jubiläumsjahr

Der vor 15 Jahren gegründete Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler schließt ein überaus erfolgreiches Jubiläumsjahr. Einen würdigen Auftakt bildete die vom Deutschen Kulturforum östliches Europa (Potsdam) initiierte Ausstellung „Abstrakt Konstruktiv Konkret – 6 Positionen aus Ungarn“ mit Werken von Josef Bartl, László Hajdú, Antal Lux, Ákos Matzon, Adam Misch und Josef Pantl, die in der Ungarischen Botschaft in Berlin, in Monheim, im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart und schließlich (ohne Lux) im Budapester Haus der Ungarndeutschen gezeigt wurde. Der damalige Minderheitenombudsman Dr. Jenő Kaltenbach eröffnete im Jänner die Ausstellung mit Werken von Bartl, Matzon und Antal Dechandt in der Brüsseler Vertretung Baden-Württembergs, die später – um Werke der

Mitglieder der VUdAK-Künstlersektion erweitert – im Ministerium der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens in Eupen präsentiert wurde. Die hiesige Eröffnung, bei der Ministerpräsident Heinz Lambertz und Prof. Karl Manherz sprachen, geriet zu einem Gesamtkunstwerk, lasen ja Angela Korb und Stefan Valentin Texte vor und umrahmten den Abend mit klassischer Musik auf Klarinette und Geige. Angela Korb konnte sich bei einem Treffen von Mundartautoren im Burgenland von zeitgemäßer Anwendung der Mundartliteratur überzeugen.

Heuer legte Koloman Brenner seinen ersten Band „Sehnlichst“ vor, der an mehreren Orten vorgestellt werden konnte. Der Auftritt der gesamten Literatursektion an der Deutschen Bühne Ungarn in Sepsard, verbunden mit einer kleinen Ausstellung von

Werken der Künstlermitglieder anlässlich der diesjährigen Werkstattgespräche, war ein weiterer Höhepunkt im Jubiläumsjahr.

Zur Gedenkkonferenz „Mit einem Bündel“ im Parlament stellte Robert König 50 Grafiken zur Geschichte und vor allem zur Vertreibung der Ungarndeutschen aus, die Einführung hielt Johann Schuth. Und Franz Sziebert erzählte bei der Konferenz über das Schicksal seines Heimatdorfes Ketschinge.

Der Munkácsy-Preis für Géza Szily, der Hauptpreis des Donauschwäbischen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg für Josef Michaelis und der Lenau-Preis für Franz Sziebert zeugen von der Anerkennung der ungarndeutschen Künstler und Autoren.

Johann Schuth

Neues wächst an den Rändern Traum und Wirklichkeit

Beiträge zur Geschichte deutschsprachiger Literatur vergangener Jahrzehnte vermeiden es im allgemeinen, Konkretes zu regionalen Literaturen und deren tatsächlichen Leistungen auszusagen. Dieses Ausweichen vor Wahrnehmung und Wertung erschwert ihnen Aufmerksamkeit und Anerkennung, obgleich sie europäisch und außereuropäisch für Deutschsprachigkeit über das literarisch Gestaltete hinaus eintreten.

Einzelne wissenschaftliche Arbeiten wie „Die grünen Inseln“ oder „Literaturträume“ von Norbert Mecklenburg folgen keiner beweislosen Unterstellung, sondern bemerken das thematisch wie sprachkünstlerisch Nennens- und Beachtenswerte, indem sie das wirklich Literarische einzuordnen wissen. Richtungsweisend Gültiges äußerte dazu ebenfalls Heinrich Böll in seiner Frankfurter Vorlesung. Er verstand Literatur als Geschichtsschreibung und hob die Bedeutung der Provinzen hervor. Und Siegfried Lenz schrieb: „Die inspirierende (ermunternde) Quelle der Literatur ... ist nicht die Welt sondern die Region, der über-

schaubare Ort, die erfahrbare Nähe.“ Sie war und blieb es für die ungarndeutsche Literatur bis in die Gegenwart.

Wird über sie nachgedacht, unterliegt sie als „kleine“ Literatur nicht selten dem Vorurteil „provinziell“, was nicht mehr und nicht weniger als zurückgeblieben zu sein meint, an die „große“ Literatur nicht heranreichen zu können. Daß diese „kleine“ Literatur weder ins Modische noch ins Auffällige abglitt und sich mit innerer Unbeirrbarkeit Werte bewußt bewahrte, ist als ihr herausragender Vorzug anzusehen.

An anderer Stelle wurde ihr geschichtlicher Hintergrund bereits dargelegt, ihr beschwerlicher Weg. Unerwähnt blieb jedoch bisher eine Besonderheit, ihr wendet sich dieser Beitrag zu. Er verbindet sie mit der Frage, welchen Denkanstößen die im Lande geduldete Minderheit mit dieser Schicksalsfügung folgt, welche Zukunftsträume sie bewegen. Vorstellungen sind sowohl von den angleichenden Absichten der nationalen Mehrheit wie auch von kontaktsprachlichen Bestrebungen der Verbliebenen beeinflusst und beför-

dert vom eigenen Willen, es mit unmißverständlichem Tätigsein so zu stärken, daß die muttersprachlichen Kontakte erneut wachsen und gedeihen. Die Kundgabe dieser Absicht erweckte anfänglich neben Hoffnung Zweifel und Zwiespalt am Erlaubten und Möglichen überhaupt. Zunächst überwog Unsicherheit, ob das aufgabenbereite Wirken ausreiche, Widerständen gegen freieren Umgang mit Muttersprachlichem zu trotzen. Der Gedankenaustausch darüber und erste bescheidene Ansätze zu Schriftlichem deuten auch Jahrzehnte danach noch auf gewisse Hindernisse. Zu erinnern ist an Wilhelm Knabel, seine Frage, „...ob wir Ungarndeutschen keine Schriftsteller haben...“ und seine Forderung, „...die Feder in deutscher Sprache nicht verrotten (zu) lassen“. (NZ 17. 11. 1967)

Die Erschwernisse lagen weniger in gesellschaftlichen Zwängen als mehr im Persönlichen, sowohl in der Gedankenfreiheit wie ihrer Gewichtung für den Anspruch, Sprache so zu gestalten, daß andere, Leser wie Zuhörer, bewegt werden.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Aus dem Inhalt

Texte von Christina Arnold
Seite 3

Gedichte von Robert Becker
Seite 4

Gedichte von Alfred Manz
Seite 4

Angela Korb: Peim Kukruzhacke
Seite 5

Andrea Czövek: Im Schatten
Seite 5

Helmut Herman Bechtel:
Auf dem Friedhof von Majäsch
Seite 5

Projekttag in Werischwar
Seite 5

Poetisch betontes emotionales
Überlebenslernen
Seite 7-8

Ludwig Fischer: Die kleine Schar
Seite 7-8

Franz Sziebert: Wir faßten wieder
Wurzel
Seite 8

Moderne Lyrik mit den Traditionen
der Ungarndeutschen
Seite 9

Béla Bayer: Zufälle
Seite 10

Lenau-Preis an Franz Sziebert
Seite 10

Zu den Wandmalereien von
Robert König
Seite 11

Drei ungarndeutsche Künstler
mit europaweiter Bedeutung
in Brüssel
Seite 12

Der Einbruch der Kreativität
in die Ordnung
Seite 13

Vom Realismus bis zur
Abstraktion
Seite 14

Urvogelinstallation und
Zeichensammlung
Seite 14

Szily-Bild
Seite 15

Neues wächst an den Rändern

Traum und Wirklichkeit

(Fortsetzung von Seite 1)

Diese Mutmaßung von der Zukunftsnähe des Schreibens bestimmte ihre ersten Handlungsschritte, wie von Engelbert Rittinger u. a. ausgesagt. Obgleich an die daseinsbedingten Gegebenheiten gebunden, wurde auch der abwägende Blick über den Tag hinaus gewagt. Unklar blieb verständlicherweise seine abgrenzende Weite für das Kommende. Im eigentlichen Sichtfeld aber lag die Wirklichkeitsnähe mit dem Jetzt und seine Bewältigung.

Nah war das in seiner Verzweigt-heit stets noch spürbare Vergangene mit seinen schmerzvollen Spuren. Nah die gefühlvolle Besorgnis, schweigen zu müssen und wortlos zu bleiben. Nah das Heimatliche mit dem Bangen um Muttersprache und Mundartliches im ansteigenden Bewußtwerden des Erhaltens und Pflagens, nah die Aufgaben der Lebensbewältigung. Auf diesen wertfördernden Feldern bewegten sich die Gedanken und bestimmten mehr und mehr das Vorangehen.

Was nach der fantasieanregenden Aufforderung „Greift zur Feder!“ in Lyrik und Prosa entstand, ist in Anthologien und Einzelausgaben des ersten Jahrzehnts geborgen und nachlesbar. In ihrer aufstrebenden schriftstellerischen Gegenwärtigkeit sind diese Texte bei aller Unterschiedlichkeit nicht zu übersehen, wie schon am Ende der siebziger Jahre eine erste kritische Betrachtungsweise an der Universität Debrecin belegt.

Zwar war es noch nicht gelungen, das Schweigen vollends aufzuheben, doch verlorene Wörter wurden wieder gesucht und gefunden. An Stofflich-Thematischem kam zutage, woran im voraus nicht gedacht worden war – an die Möglichkeit einer Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart, von Geschichte und Zukunft, von Liebe und Enttäuschung, vom Diesseits und Jenseits, vom friedlichen Miteinander anstelle feindseligen Gegeneinanders, alles in allem werttragende Bekenntnisse und Erkenntnisse für den Leser, unabhängig von der Zeit ihrer Aufnahme.

Unterschiedliche Vermutungen und Meinungen vom Kommenden wachsen im Autor wie im Leser. Wie tief die Wurzelbildung dafür ist, davon zeugen schon die Veröffentlichungen in der ersten Anthologie. Grundsätzlich lassen sie das Wollen erkennen, für Heimat und Ungarndeutschtum schreibend tätig zu wirken.

Verwiesen wird mit der Gestaltung immer wieder auf das Beharren im Hier und Heute in Vernetzung mit dem Morgen. Sowohl in den Ansätzen wie in den Vertiefungen des Vor-

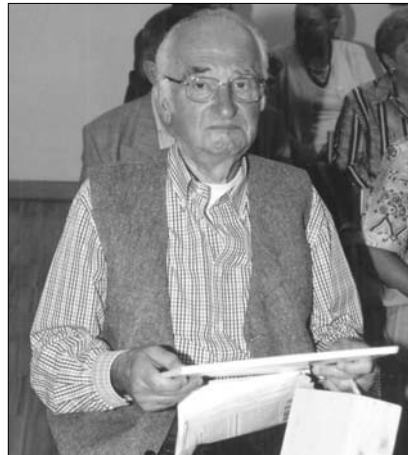
aus- und Weiterdenkens wird die entschlussfreudige Fähigkeit erkennbar, den Alltag mit seinen Hindernissen, dem Auf und Ab, dem Hell und Dunkel, inhaltlich zu gestalten, zu bereichern und zu meistern. Indem Alltäglichkeit durch situative Gewichtung des Wortes vielfarbiger wird, verdeutlicht sich in ihr der Anspruch auf Reifung, Literarisches anzustreben und zu leisten. Diese Selbstforderung nach Auslotung der Mittel zur sprachkünstlerischen Gestaltung wächst auf den unterschiedlichen Wegen.

Verständlich wie berechtigt ist der Traum von sich wandelnden Lebensbedingungen, Zukunftsbilder zu entwerfen, Visionen Gedankenfelder einzuräumen und an die Möglichkeit ihres Erreichens, aber auch Nicht-erreichens zu denken, denn Visionäres ist nicht als Unveränderbares, Erstarrtes einzustufen. Deshalb sucht die Autorengruppe in ihren Arbeiten nach verwirklichtbaren Wegen für das hoffnungstragend Künftige. Es schlummert im Vergangenheitsgeschichtlichen mehr als im Gegenwartigen, das noch in seiner Ausformung zu erkennen ist.

Hatte sich für einige Autoren das bereits in frühen Texten Erträumte durch anspruchsvolle Gestaltung verwirklicht, waren andere noch immer auf der Suche nach ihr sowohl für gedanken- als auch gefühlswegende lyrische Bilder wie für ergreifend Ausdrucksstarkes im Erzählerischen.

Enttäuschung und Widerstreit mit eigenen oder fremden Anspruchsforderungen führten nicht zum Verzicht auf Vorgestelltes, wenn die Kraft zu seiner Wirklichkeitsformung, nach Reife und Vollendung gegeben ist. Es verliert sich nicht, es wächst sozusagen in das vierte Jahrzehnt hinein, wie neuere Texte belegen.

Schon in der Erstbegegnung mit ihnen ist die Art und Weise der Verbundenheit mit der Gedankenwelt des Lesers nicht zu übersehen. Sie findet sich in der unmittelbaren wie mittelbaren Anrede. Unerwartet fühlt er sich angesprochen in seiner daseinsbedingten Unsicherheit und der von Ungewißheit bestimmten Lebenswirklichkeit. So merkmalisiert „unser“ viele Male diese Partnerschaft. Zwar wird Unklares damit nicht gänzlich aufgehoben, doch Gemeinsamkeit wie Zuversicht auf Veränderung deuten sich an. Folgerichtig ist daraus Entschlossenheit zu hoffnungsgebender Lebensgestaltung möglich, indem Lebensträume reifen. Zu ihnen zählt das verlorene und wiederzufindende deutsche Wort, sein Stellenwert als „mein einzig Zuhause“ ist unzweifelhaft und die eigentliche Grundlage für das Miteinander der Ungarndeutschen. Ihre Literatur baut darauf und setzt mit jedem Text diese Zeichen einge-



Helmut Rudolf im Haus der Ungarndeutschen in Budapest

denk des „Geschenks“ der ererbten Muttersprache.

Augenfällig ist für jeden, wie vielseitig Worte und Bedeutungen in den unterschiedlichen Texten abgewandelt werden und so das Gestaltete durch die unerwartet hohe Sprachbeherrschung lebendig werden läßt. Das ist so bei den lebenserfahrenen älteren, aber auch bei den hoffnungsfrohen jüngeren Autoren. In dieser Übereinstimmung beider Altersgruppen entfaltet sich die Zuversichtlichkeit vom Anderswerden, Vorgestelltes wird veränderbar gestaltet, literarisch wie gesellschaftlich und umgekehrt. Wird vom Anfang an diese Entfaltung verfolgt, so verbindet sich beides zugleich mit dem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft.

Thematisch Neues gibt den Anstoß zu einer Abkehr von der bisherigen Einengung. Sie folgten, sogar in unverhoffter schöpferischer Gestaltungseinheit von Traum und Wirklichkeit. An ihrer Verschiedenheit ist ablesbar, wie tief sich die Autoren mit bislang noch nicht aufgegriffenen Themen und ihrer Gestaltgebung auseinandersetzen. Geformt auf beiden Gedankenstufen kann sowohl das Gesamte wie auch das Einzelne sein, davon überzeugt z. B. das frühe Koch-Gedicht „Ein breiter Fluß“. Seine Außergewöhnlichkeit lenkt zuerst das Interesse der Leser auf das sie Bewegende, denn es schließt in bisher noch nicht ausgesprochener Weise das Äußere wie Innere ungarndeutscher Besorgnisse und Lebensumstände ein. Kulturell leitet dieser Text damit weg- und wertweisend zu einer weitgreifenden Auffächerung. Eigentlich wäre sie zu bezweifeln gewesen, wenn Literarisches der Folgezeit sie nicht Schritt für Schritt bestätigt hätte.

In ihr hat das Wort mit seinem Bedeutungsspielraum seinen ausgewählten Platz. Sein literarischer Rang wird für das zu Formende erkannt, ohne die Bedrängnisse zu verschweigen, die mehr und mehr zu identitätsbekennenden Textfassungen führen. Sie lassen sich vielfach

nachweisen, z. B. bei C. Klotz, J. Michaelis, F. Zeltner, St. Raile, A. Manz, N. B. Ebinger, um nur einige von ihnen zu nennen.

Unvermutet tritt in ihren Texten dem Leser Unbekanntes in Wort und Bild entgegen, es fordert ihn auf und heraus, über beides nachzudenken. Ohne auf sprachkünstlerische Besonderheiten hier eingehen zu können, bleibt ihre Wirkung auf ihn außer Zweifel, wird doch ihre Sinngebung gerade durch sie gedanklich befördert.

Die lange übersehene gestaltungs-offene und gedankenreiche Eigenheit von Wirklichkeit und Traum findet sich in einer Reihe von Lyrik- und Prosatexten, die zwar zeitlich einzufügen, doch zeitlos ungebunden sind. Ebenso wenig bedingen Text und Leseerlebnis einander, so absichtsvoll sein Autor auch an die Leserschaft gedacht haben mag.

Empfindungsauslösend kann in einem Text selbst Unvorhergedachtes sein, wie der Meinungsaustausch über Literatur immer wieder zeigt. Rufen Lyrik- und Prosatexte Zuversicht hervor, so schaffen Gedankenbrücken anderer Texte diese erst, selbst das Verneinende, mit dem uneingeschränkt gegensätzliche Überlegungen ausgelöst werden können.

Hinter vielen steht besinnliches Erinnern und muttersprachliches Erwecken an, das in seiner kulturellen Wertschätzung auch nicht verlorengelassen darf. Deshalb ist zu bedauern, wenn gehaltvolle Texte wie R. Beckers „Requiem. Ein Monolog“ u. ä. nicht so beachtet werden, wie sie es eigentlich verdienten. Er blickt in seiner Prosaarbeit auf ungarndeutsche Geschichte zurück, greift mit dem an Tatkraft erinnernden Wort „Trotz“ Unvereinbares auf und spornt damit begreifliche Auflehnung gegen Unvereinbarkeiten an.

Aus diesem Ineinanderfließen von Wirklichkeit und Vision erwachsen neuartige Erscheinungsbilder, die – wie bei dem Kochgedicht „Grün 2086“ – über die Zeit weit hinauszugreifen scheinen, doch Tatsächlichem nahe sind.

Jüngere Autoren wie Chr. Arnold, St. Valentin, K. Brenner oder A. Korb bauen auf Erfahrenem, finden zugleich aber Zugang zu literarisch Eigenem, womit sie ungarndeutscher Bewahrungswirklichkeit folgen, ohne Kritisches für Gegenwart und Zukunft zu übersehen.

Im Unterschied zu den Minderheitenliteraturen der Nachbarländer und ihrer allmählichen Verstumung reife ungarndeutsche Literatur nach Zeiten der Düsternis im Vertrauen auf ihre Gestaltungskraft weit über das einst Erträumte hinaus in eine neue Wirklichkeit mit eigener Sinngebung hinein.

H. Rudolf

Signale

Christina Arnold
Der erste Schultag



Es war ihr erster Tag im Gymnasium. „Sehr gut aufpassen, alles aufschreiben und nicht schon am ersten Tag in der Stadt herumschlendern!“ waren die Worte der Mutter am Abend zuvor. Oma sagte noch: „Tu mußt tai siwe Kwetsche zamlese, mariche kehts am anen To“ – das bedeutete, jetzt kommt eine große Herausforderung, eine schwierige Aufgabe auf einen zu, und man sollte sich gut darauf konzentrieren.

Alle Schüler waren schon im Klassenraum, es war laut, es waren viele da, und es schien wirklich der Anfang von etwas ganz Neuem zu sein. Der Raum war groß und kahl, heruntergekommen und unfreundlich. Fast 40 Schüler warteten auf die neue Lehrerin und auf die neuen Regeln...

Sie saß nur still in der dritten Reihe, ganz links, und starrte vor sich hin. Ihr ging der erste Morgen in der neuen Umgebung nicht aus dem Sinn. Sie hatte sich diesen Tag doch so ganz anders vorgestellt.

In der Nacht konnte sie kaum schlafen, wirre Gedanken kreisten in ihrem Kopf. Ob sie es wohl schaffen wird, ob sie die Busfahrten aushalten wird, ob sie neue Freunde finden wird – und noch viele, viele Fragen quälten sie schon seit Wochen. Aber sie nahm sich vor, einen guten Start hinzulegen und selbstbewußt – was sie ja eigentlich gar nicht war – die Hürden zu nehmen. Schon eine Woche vor dem ersten Schultag hatte sie ihre coolsten Klamotten rausgesucht und ihren neuen Rucksack gepackt. Drei Wecker standen bereit, sie hatte riesige Angst zu verschlafen. Aber es ging soweit alles klar, sie stieg in den Bus und setzte sich neben ihre Freundin; dies wurde vier Jahre lang ihr Platz! Die Busfahrt dauerte 45 Minuten, die man entweder mit Lernen oder Plaudern verbringen konnte. Manche schliefen. Am ersten Schultag hatte man noch nichts zu lernen, dafür aber umso mehr zu bereden. Der Bus hielt schließlich am Busbahnhof Endstation.

Sie war mit ihren Eltern schon öfters in Fünfkirchen gewesen, aber so ganz alleine, das war etwas ganz anderes. Die Bustür ging auf, die Insassen strömten zügig raus. Schon auf der letzten Stufe erreichte sie die Stadt mit all ihren Eindrücken. Die schwere, stinkende, fast undurchdringliche Luft konnte sie fast nicht ertragen. Noch Jahre später bekam sie Kopfschmerzen, wenn sie nur daran dachte. Die laute, unfreundliche Menschenmenge torkelte vor ihr hin und her, die Leute schubsten einander, drängelten und starteten die ganze Zeit

mit leerem Blick auf den Boden. Zu Hause ist das anders, da grüßen die Menschen einander, jeder kennt jeden, und hat ein nettes Wort auf Lager.

Die Menschenmenge strömte weiter und als würden alle in dieselbe Richtung gehen, wurde man einfach mitgezogen. Nach kurzen 100 Metern wagte sie einen Richtungswechsel und eilte in die Markthalle. Sie mochte das bunte Durcheinander, auch wenn es da schrecklich nach Kraut und fettiger Wurst roch. Schon öfter hatte sie mit ihrer Familie die Halle besucht, um Lángos für die Oma zu kaufen. Aber so ganz alleine war das nicht das, was es mal war. In den frühen Morgenstunden waren hier viel mehr Menschen, als sie gewohnt war. Alle schrieten und boten laut ihre Waren an. Eine alte Frau, mit tiefen Falten im Gesicht, mit roten Backen und mit einem dunklen Kopftuch, bot schöne Äpfel an. Sie konnte nicht widerstehen und trat zu der Frau, nahm zwei Äpfel in die Hand und sagte „Guten Tag!“ Man ist ja in der Stadt, und da sagt man bestimmt nicht „Kriß Kott“, dachte sie sich noch dabei mit einem Lächeln im Gesicht. „Ti zwa Äpfel bittschee!“ Die alte Frau murmelte erst etwas vor sich hin und fing dann an, laut auf Touristen zu schimpfen, wobei sie viele ungarische Schimpfwörter benutzte.

Sie stand erstarrt vor der Frau, die auf ihrem Hockerl mit den Armen wedelte und weiterschimpfte. Eine alte Frau, mit Kopftuch, blauer Schürze und Hockerl und sie kann nicht Schwäbisch, ging ihr durch den Kopf. Eine verrückte Welt! Sie legte inzwischen die Äpfel langsam wieder zurück in den Korb, worauf die alte Frau noch lauter schimpfte. Eine Kundin hinter ihr fing an zu drängeln, worauf die alte Frau das Mädchen zur Seite wies und somit den Kauf für abgeschlossen erklärte.

Sie drehte sich um, schloß sich wieder der strömenden Menschenmenge an und machte sich auf den Weg zur Schule, die sie tatsächlich für einige Minuten völlig vergessen hatte. Kurze Zeit später stand sie vor dem großen Schulgebäude und dachte noch immer an die Äpfel, an die Stadt, an die Gerüche und daran, daß sie noch viel über die Menschen lernen muß.

18. April 2007

Der Tag

Mal drei, mal eins, mal Wirbelwind
Fit-fröhlich und frustbeladen
Dreifacher Wecker um 5 Uhr
Sekundenzähler außer Atem
Kein Winterschlaf in Sicht

12. Oktober 2007

Gute Frage!?!

Was ist denn an uns ungarndeutsch?
Die Haut? Die Haare? Unser Fleisch?
Die Worte? Oder wie man geht?
Oder wie man aus dem Fenster sieht?

Was ist es denn? Die Augen? Der Sinn?
Oder unser Neubeginn?
Die Liebe, das Leid, unser Haus?
Oder unsere Kirchenmaus?

Wie unsere Kinder lachen?
Oder wie wir darüber wachen?
Der Weg, das Ziel oder das Ende?
Oder, daß ich zu viel darüber nachdenke?

5. März 2007

Eine Frage

Wo leben denn die Krokodile?
Sicher nicht in unserer Diele!
In Sümpfen und in manchen Flüssen
Keinesfalls darf man sie küssen.

Unsere Familie

In der Küche steht die Mutter
Auf die Brote schmiert sie Butter
Zum Frühstück gibt's noch Milch und Honig
Danach geht es zur Schule emsig

Fleißig wie eine Ameisenschar
Macht sie das ganze Haus sauber gar
Abends singt sie unsere Lieder
Ihr Kuß ist dann das Träumeseigel

Der Vater ist der stärkste Mann
Den ein Kind nur haben kann
Nach der Arbeit kommt die Ruh
Dazu zieht er aus die Schuh'

Spielen, toben, rennen dürfen
Und uns in die Lüfte werfen
Streng und doch so spielerisch
Die Mutter sagt: einfach kindisch

Brüderchen und Schwesterchen
Spielen oft mit ihrem Kätzchen
Schaukeln, fangen und verstecken
Und einander manchmal necken

Wehe, der eine ist nicht da
Hat der andere Sehnsucht, ganz klar
Ihre Liebe ist so fest
Daheim in ihrem Familiennest

Wenn die Großeltern uns besuchen
Bringen sie immer leckeren Kuchen
Uns verwöhnen ist ihre Arbeit
Damit verbringen sie ihre Freizeit

Sie erzählen lange Geschichten
Über Familien und alte Fichten
In die Kirche gehen sie sonntags
Bohnen essen sie immer freitags

KINDERGEDICHTE

Mein Heimatdorf

Töpfer, Steinmetz und Faßbinder
Sind die Nadascher Handwerker
Lehm und Steine und viel Holz
Bearbeiten sie ganz stolz

Die Weinberge und ihr Ertrag
Sind sehr berühmt bis ganz nach Prag
Die Weinsorte heißt Blaufränkisch
Die Mundart da ist Ostfränkisch

21. September 2007

Haustiere

Der Esel ist grau
sein Ohr hängt flau
iah ist seine Bitte
langsam seine Schritte

Das kleine rosa Schweinchen
hat im Teller das Beinchen
nach dem Bad im Schlamm
braucht es keinen Kamm

Aus den warmen Eiern
immer dieselbe Leier
schlüpfen die gelben Küken
die jeden gerne pieken

Lauf, lauf Pferdchen im Galopp
dann wird der Reiter nicht salopp
Apfel und das Haferschrot
sind danach dein Abendbrot

Geläutert

der Durst der letzten Dürre
schrie um Wasser zum Himmel
schrie um Tau zum Boden
und bebte um Nässe
in die dumpfen Brunnen

die Götter sind aber verweist
und kippen nicht aus ihre Becher
denn sie behalten ganz froh
die perlenden Tropfen
von Wasser und Wein für sich

hart sind die Strafen aber gerecht
sie werfen ihre Zügel
uns um den Hals
und waben uns ein in die Kokons
des verklärenden Dursts

Das Weshalb

wer schrie
der schwieg
sich ballend
und blähend

er ragt dürr
ohne Pochen
ganz blaß

als er keine Furcht
mehr trug
wie Sand
die aus seinen
hohlen Händen floß

wurde er
zum Skelett

Bestimmte Strecke

Blick geht rüber
kommt zurück
haftet
und verknotet sich
in einem Zwischenraum
geprägt
von der Entfernung
von dir
zu mir

Beziehung

wortlos glänzen
tausend Worte
wer will kann
aus der Reihe tanzen
aber ich weiche nur ab

jeder Anfang sucht
zitternd sein Ende
der Raum hebt sich auf
und wird stark
wie eine Wand

in jeder Berührung
fehlt mir die Hand

Robert Becker

Fesselzwang

aufräumen
und austräumen
die Gelegenheit
ist gelegentlich
bist blau
und dennoch
bleibt alles grau

die Geräusche
legen sich
auf dein Ohr
und hören
nicht auf
jegliche Melodie
zu übertönen

läufst herum
wie in Ketten
geschlagen
aber lügst
dich frei
in der Welt
der Zwänge

den Hunger
den man dir
hat eingeredet
stillt weder
die Hoffnung
noch die
Zuversicht

bist für
dein Geld
ein braver
Verbraucher
so schufte
und ruhe
sanft

Vision

Worte fassen
wie Mut
ins Gold
der eisernen
Begierde

und schmücken
jeden nackten Tag
mit dem Nadellaub
ewiger Weihnacht

Berührung

Dreckstag labert
lippenschwach
doch redegewandt

Müßiggänge
strecken sich gähnend

Streifblicke prickeln
- der Morgenkaffee
wird kalt

Notiz

Zuflucht wächst
in die Leere.
Wenn's losgeht
halten nur Feinde
mit mir.

Judas sammelt
die Kraft.
Der Hahn kräht.
Ich fliege davon.

Neujahr

Deiner Tage allzuviel
jagen durch die Uhren:
Zeiger klettern hoch zur Zwölf
und fallen auch schon nieder.

Kaum ist die Flur in Grün getaucht
der Frost ist gleich der Sieger.
Noch horchst du auf und merkst verblüfft:
Der Tod singt deine Lieder.

Alfred
Manz



Verlust

Einst
konnten
wir's noch,
aber
es war
unerwünscht.

Jetzt
wird's sogar
gefördert,
aber
wir sind dazu
nicht mehr
fähig.

Stürmischer Applaus

Begeistert
applaudierten
die jungen Zuhörer
nach der zweiten Zugabe
dem Pianisten.

Endlich
hörte er
nämlich
auf,
sie
zu
quälen.

Angela Korb
Peim Kukruzhacke

Ich war frieh ufk'stanne un war hacke khange uf'm Kukrutzfeld. Ös war Summör un schon hell. Wie ich turich den Karte khange pin, war tr Hund zu mör k'loff un had mör welle ti Hand lecke, nar ich hun's ehm ne k'lass. Ich hun mai Hacke k'hold. Wie ich pai tene Raie ak'fangd hun zu hacke, khummd ös mör, taß ich haind noch vielös muß mache. Koche, packe, Hingl schlachte, marge is ja Kherwei. Awör ös Kukruz muß gehackt sain, wann ti Leid khumme, taß se ne sa, ich hed ne k'arwöd. Schee fangt's aa, mai Mann war keschtör kanz vruckt. Wann ör in's Wertshaus khed sauwe un Karte spiele, nacht khummd ör spaad haam un mör khann nix mid ehm afange. Männör! Ich hed 'n toch ne selle haire, ich hed ne selle uf mai Schwestör here. Sie had 'n mechte hun, nar er had se ne k'numme, ich war ja jingör. Hed ör se nar k'numme, nacht hed ich ten Hansi k'haiört, nacht hed ich wenigör Arwöd, well ör mee helft sai Weib. So is ös Lewe. Ich hun ja noch so viel zu ton un' tes Kukruz phetzt mich so, is ja schon so hog, taß ich nimmi sei. Macht ja nix, ich ton hacke.

Was muß ich far marge noch mache: Schwainefleisch hun ich, ich wer Suppefleisch koche un Pardaissöß un Flaisch prade un Krumber trzu. Un Kreppl packe. Farichsmal hun 's ös a ufkeß, nacht wert's jetz a kud sain. Ti Kodl tod uns ja nimmi ailade far uf Kherwei, well se jetz e peßri is, si wohnd in tere Stadt. Ti is jetz nowl ware, had kha Karte nix ne. Muß ne so viel arwöde wie ich, awör tes macht ja nix, sie soll sich nar schone. Ti städtische Leid maane, sie sain was peßrös, well tart viele uf am Hauwe sain, awör mir ton ta wirtschafte, tene khengt's ne so kud, wann mir ned werte wo ti Arwöd vörrichte. Awör ti selle nar khumme. Ich keh ja sowieso ne kern in ti Stadt, ös is allös so ausgepau, ich fin nix me. Ta is mai Hamöd. Seli kehn nimmi ham.

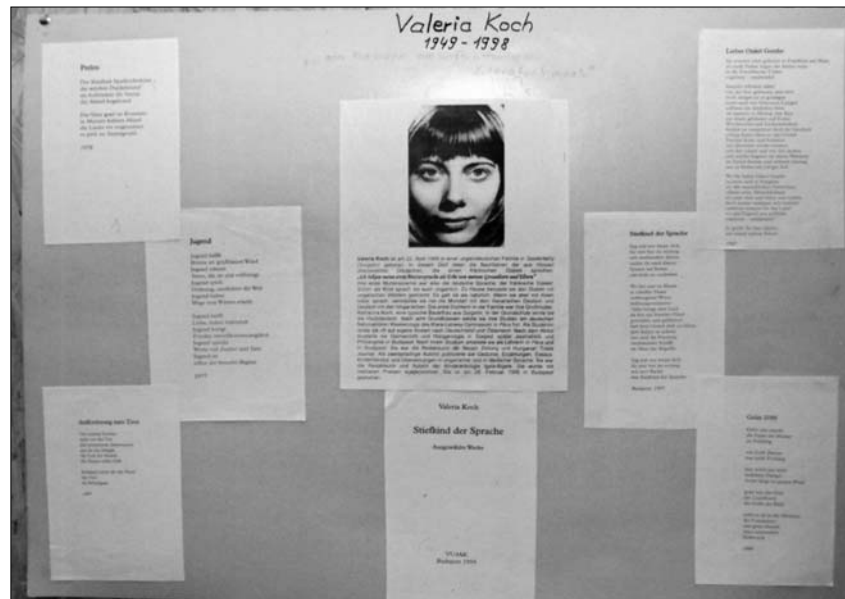
Umarkesalad meßt ich aa mache, tas se seie wasfarich kude Umarke tas mör hun. Allös tör Ham. Fleisch aa. Farichsmal peim Schlachte had mai Mann sich in ten Fingör k'schniede. Ti Männör ton sich ja peim Schweineschlachte schon in tr Fruh mit Prandewai asauwe. Wann mör nar kha Trope Wai hede. Ös wert k'scheidör far alli. Ti hun nar tes wiedig Sauwe im Khop. Wassör khennö se ned ausstehn. So e wiedigi Rass. Nacht ton se nog am geniere un mör terf ned emal was sa, wel nacht sain se beleidigt. Schäme muß mör sich far ne. Was nar marge wert sain.

Ich muß nog aa zu tr Prauchfraa kehn wel ich hun mid mai arme vörstarwene Kroßvatör getramd. Er war aufgebahrt in tr scheeni Stuwe un had sai Aage ufk'macht un had mör was mechte saa, nar ich hun 'n ne vörstanne. Sie wert schon saa, was tes is. Im Kherighof war ich ja keschtör. Nar k'hackt hun ig ös Krab ne. Ti Todösplume pliehe noch. Wann mai armi Mottör noch leewe ted. Nar seli had mig aa so k'schwind vörlaß, had in Taitschland wie mai Vatör tart k'arwöd had, kald Bier getrunge im Summör un is k'starwe, well sö sich vörkiel had. Sie had ihre Lunge vörpried. Mich had mai Kodl ufgezoge. Seli had mai Vatör nacht k'haiörd un jetz wohnd ör in tr Stadt. Nowl muß mör sain. Tes Heilige Thomas Brauchspruch had mir aa ne k'holwe, taß ich mai Mann fin. Awör tes is schon lang her.

Ich seld jetz ufheere, nar wu pin ich tann? Iwöraal is nar Kukruz un ich sei net raus. Ös laid schon, ös is so spaad ware. Wuhiezu soll ich kehn? Ich fin ne raus vum Kukruz. Ich muß zum Heilige Andoni pede, well ös Weg is vörlare khange. In tem Kukruzwald sei ich nix. Ich keh jetz links un awör ich mest toch rausfinne, jetz soll toch tes ön End hun. Ös war genug. Heiligör Andoni laß mig ös Weg finne!



Die SchülerInnen des Werischwarer Schiller-Gymnasiums beschäftigen sich gern mit der ungarndeutschen Literatur. Davon zeugten ihre Projektarbeiten zu Valeria Koch und Claus Klotz beim Nationalitätentag des Gymnasiums.
Foto: László Bajtai



Andrea Czövek
Im Schatten

Wahre Visionen vom Leben,
Blick mit blutigen Augen in die Nacht.

„Ich brauche Geld, um dich zu bekommen!“

Stehen auf der Straße
mit erloschener Seele.

„Endlich! Ich habe dich!“

Versinken beruhigt mit zitternden Händen
in deiner tödlich-weißen See.

„Du gibst mir die unendlose Abhängigkeit
von Männern,
vom Bier
und dir.“

(Fünfkirchen, den 30. September 2007)

Helmut Herman Bechtel
Auf dem Friedhof von Majäsch

uralte Pappeln peitschen den Himmel
vergessene Gräber schweben im Nebel
Urteile fällt der schmutzige Regen
drückender Schrei ist der stürzende Segen

wo sind eure Kinder geblieben
wer murmelt hier leise die Schrift
wer wäscht mit qualvollen Tränen
die Steine von eurem Gesicht

ihr schlaft schon in der Wurzel der Bäume
begraben mit all euren Worten
ein kurzes Gebet war das Leben
im Schatten von fallenden Sternen

Ein ungarndeutscher Autor hat in der lyrischen Sprachweise, sofern diese differenziert metaphorisch-spezifisch wirkt, einen auch minderheitensprachlich eigenen Reiz, der ihn nicht nur von der deutschen Binnensprache unterscheidet, sondern auch von anderen Minderheitensprachigen. Die Lyrik der rumäniendeutschen Anemone Latzina in ihrem Debütband „Was man heute so dichten kann“ (1969) unterscheidet sich vor allem auch im sprachlichen Minderheitengestus von dem Debütband der ungarndeutschen Valeria Koch, „Zuversicht“ (1982).

Valeria Koch, auf die sich Koloman Brenner ausdrücklich in seinem Schlüsselgedicht „Inscription“ als Fränkin bezieht, trägt die schwere Bürde der Gefahr des Identitätsverlustes durch Sprachverkümmern des muttersprachlichen Minderheitenausdrucks. 1987 schrieb Valeria Koch den Aphorismus „Ungarndeutsch“: „Ungarndeutsch/ ist das Maß/ des tüchtigen Aussterbens.“ Damit nahm sie das Thema des Sprachverlustes aus Claus Klotz' bekanntem Gedicht „Ahnert's Lied“ auf. Claus Klotz (1967-1990) war der zornige junge Mann der ungarndeutschen Literatur. Er nahm sich 1990 aus Verzweiflung das Leben.

Koloman Brenner bezieht sich explizit auch auf Klotz in diesem Band, wenn er von den Ahnen spricht, die bei Claus Klotz das „Ahnert“ vertritt. Dieses Leitmotiv der ungarndeutschen Literatur, Streben nach dem Spracherhalt

auch als Identitätserhalt, thematisiert Koloman Brenner direkt ausgehend von Valeria Kochs Aphorismus „Ungarndeutsch“. Bei ihm wird „Ungarndeutsch“ der Titel eines Schlüsselgedichtes. „Ungarndeutsch“ „Die Fränkin meinte bitterböse: tüchtig aussterben/-/Programm läuft/wie vorgesehen/-/aber paar Momente/wenn mit Freunden/noch deutsches Wort herrscht/und zergeht bittersüß in unserem Mund/zaubern richtigfarbene Welt hervor/und die Wirbel im Rückgrat sitzen/auf einmal fester/-/lachen wir dabei/ wenigstens/-/Es war gute Arbeit/und jeder kommt/in den ungarischen Himmel./

Die Befürchtung des Identitätsverlustes durch Sprachverlust setzt sich auch bei Koloman Brenner fort. Dabei gibt es doch die Alternative – wenn auch nur für ein paar Momente – in der Mitte des Gedichts, wo das deutsche Wort „richtigfarbene Welt“ hervorgezaubert wird und damit die Wirbel im Rückgrat, im aufrechten Gang der Selbstbestimmung und Selbstbehauptung, fester sitzen läßt. Diese Momente nicht ganz verschwinden zu lassen sondern auszubauen bis hin zum sprachlichen Alltag ist die Sehnsucht, die in diesem Band ausgedrückt wird und die es unglaublich schwer hat. Wie das übernächste Gedicht „Volksmärchen“ aufdeckt, kann die nach dem demokratischen Umbruch nach 1989 ermöglichte sprachlich-kulturelle Identitätsbewahrung ins Gegenteil ver-

kehrt werden, wenn die ungarischen Kindergärtnerinnen der über die Minderheitenquote subventionierten deutschen Kindergärten statt deutschen und europäischen Volksmärchen nationalistische Ammenmärchen verbreiten, daß im frühkindlichen Stadium die zweite Sprache Deutsch zu psychischen Störungen führe.

Als Antithese bestätigt Koloman Brenner die Gefährlichkeit dieser Kindergärten und vor allem die Tätigkeit dieser kontraproduktiven Kindergärtnerinnen: „wenn ihr endlich/mit diesem Scheiß/nicht aufhört/-/und endlich/Deutsch im/Kindergarten nicht/verlernt wird/- endlich“.

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, „Ahnert's Lied“ die von Claus Klotz angemahnten Volkslieder der Eltern- und Großelterngeneration haben neben ihrem emotionalen Wert auch einen funktionalen, da sie zu einem engeren und tieferen Umgang der sie Erzählenden und Singenden führen. Gleichzeitig ermöglicht Zweisprachigkeit eine Brückenfunktion zwischen Völkern und Kulturen wie Koloman Brenner dies im Gedicht „Inscription“ andeutet. „Da sind wir wieder als wacklige Brücke/zwischen Vater- oder eben Mutterland./Da sind wir wieder so langsam satt von/Besserwisseri und Schachfigurendasein/- Da sind wir wieder wie Maulwürfe auf frischer/Luft von der Flut herausgeschwemmt/Da sind wir wieder und unsere Augen/funkeln im graugel-

len Sonnenschein/Da sind wir wieder und ballen/zeitweise mit der Fränkin die Faust/- Da sind wir wieder vom Aussterben/bedroht wie eine Grabschrift der Ahnen.“

Das zusammenwachsende Europa bringt auch die Chance, die etwas wacklige Kulturbrücke Ungarndeutsch – Ungarn – Deutschland zu stabilisieren, wenn das Band der Sprache nicht dünner wird – wie im verhinderten Deutschlernen im Kindergarten –, sondern stärker durch tatkräftig umsetzendes Erlernen der Zweisprachigkeit.

Koloman Brenner bezieht sich nicht nur auf die beiden verstorbenen Autoren Claus Klotz (1947-1990) und Valeria Koch (1940-1998), sondern auch auf Engelbert Rittinger (1929-2005), der ebenfalls – allerdings im gesegneten Alter von 76 Jahren – verstarb, aber auch auf seinen Generationsgefährten Robert Becker (geboren 1970), denen er ebenfalls Schlüsselgedichte dieses Bandes widmet.

Koloman Brenner wurde 1968 in Ödenburg geboren. Er war 21, als sich in seiner Heimat Ungarn so gut wie alles im Leben der ungarndeutschen Minderheit wenden sollte.

Engelbert Rittinger, einem der Gründungsväter der ungarndeutschen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg ist das Gedicht „Immer dabei“ gewidmet: „Die klugen Augen/sind geschlossen./Er ruht wie noch nie/in seinem Leben/-/den Kopf gesenkt/räusperte er sich/und sagte mit zartrauer Stimme/einen

Ludwig Fischer Die kleine Schar

Es war ein milder Herbsttag, als die kleine Schar in den siebziger Jahren nach Siklós kam. Die Kleinstadt lebte ihr enges Leben. Reges Hin und Her auf den Straßen, die Leute eilten auf den Wochenmarkt, lebhaftes Kommen und Gehen.

Die kleine Schar, Männer mittleren Alters, auch Frauen, kamen durch die engen Gassen, manche waren noch nie in Siklós, sie guckten hinauf zur Burg, blieben vor den Kirchen stehen. Die katholische Kirche der Franziskaner, die reformierte Kirche, auch die verwahrloste Kirche der Serben. Leute eilten an ihnen vorbei. Für diese Leute war alles, die Kleinstadt, die Kirchen, der rege Verkehr nur Alltag. Für die kleine Schar waren die Häuser, die Gärten und der steinerne Weg, der zur Burg führte, herzbewegend, sollte ja der Tag zum Freudentag werden. Es ging ja um die ungarndeutsche Literatur, die sollte aus der Taufe gehoben werden.

Vor Jahren, vor 1945 beteten die Omas aus den dicken, deutschen

Gebetsbüchern. Die bekannten deutschen Worte, die trauten Worte. Da hatte ja jedes Wort den bekannten Klang, die Erinnerung an längst Dahingeschiedene. Und im Winter, als der Wind die Wege verwehte, brachte man vom Hausboden alte, deutsche Zeitungen und Bücher herab. Opa suchte nach seiner Brille, blätterte in den Zeitungen herum, Oma setzte groß und klein um den Tisch, im Sparherd knisterte das Akazienholz, draußen legte sich der eisige Wind an die Fenster, dann bellte wieder ein Hund in die kalte Nacht hinein. Oma brachte das Buch mit den Grimm-Märchen.

„Oma bitte, lesen wir noch!“

Und es wurde wieder still in der warmen Stube, nur Großmutter's liebevolle Stimme klang von der fernen Heimat. Vom Alltag, von Tieren, von klugen Pferden, Hunden, vom schlaun Fuchs und vom lustigen Esel. Die alten Kalender wurden auch wieder in die Stube geholt, Bücher von Rosegger, Ludwig



Teilnehmer des ersten Literaturseminars 1977 in der Burg Siklós

Thoma und die schönen Weihnachtsgeschichten.

1945 wurde dann das gedruckte deutsche Wort vertilgt, verboten. Hie und da versteckte man Bücher und Zeitungen auf dem Hausboden und in der Scheune.

Groß war die Freude, als ich in den fünfziger Jahren die Neue Zeitung erhalten habe! Ich habe die Zeitung von A bis Z gelesen und gespannt auf das Erscheinen der nächsten Nummer gewartet. Ist schon lange her. Die Zeit wehte die

emotionales Überlebenslernen

glühenden Satz/der uns nachdenken ließ/- Du bleibst/immer dabei“. Ein starker Anfang mit metaphysisch durchaus sympathisch schwarzem Humor, wenn der nun Verstorbene ruht, wie er noch nie in seinem Leben geruht hat.

Der Gefahr der Adjektivitis – des unnötigen Gebrauchs von banalen Eigenschaftswörtern – entgeht Koloman Brenner auch hier, wenn er Rittingers Stimme zartrau ertönen läßt und er einen Ausspruch von ihm einen „glühenden Satz“ nennt. Allerdings hätte man erwartet, daß sich dieser ausdrucksstärker ins Gedächtnis der Zuhörer eingebrennt hätte, als daß er „bloß“ nachdenken ließ. Das Ende wiederum, daß Rittinger obwohl im „ungarischen Himmel“ doch immer dabei bleibt auf der ungarischen Erde bei seinen ungarndeutschen Landsleuten versöhnt dann wieder mit dem damaligen lebendigen Gedenken an ihn.

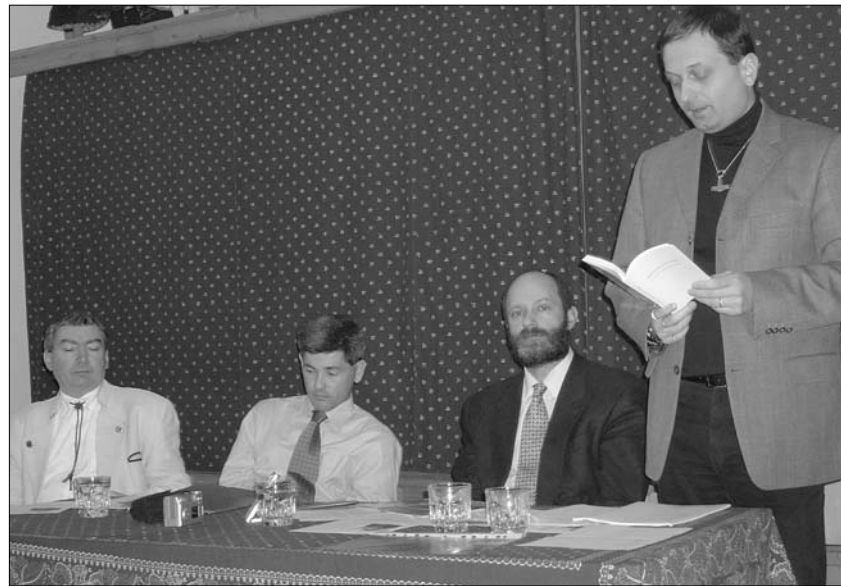
Auch das seinem Generationsgefährten Robert Becker gewidmete Gedicht „Falterleben“ überwindet letztlich die tiefe Befürchtung des Aufgebens des Kampfes um sprachlich kulturelle Identität. Robert Becker veröffentlichte den für die ungarndeutsche Nachkriegslyrik so wichtigen Band „Faltertanz“.

Koloman Brenners Gedicht heißt „Falterleben“ und hebt den oft tödlich endenden „Faltertanz“ ums brennende Licht in die Sicherheit des „Falterlebens“, das von den Spinnen des Lebens mal zusammen

– mal auseinandergeflochten seinen Lauf nimmt. „Fotos und Eintragungen/registrieren den Wandel/-/Robert Du Falterfreund/es geht doch/munter weiter“. Ein nicht unberechtigter optimistischer Ausklang diesmal, denn gerade die mittlere Generation der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur mit ihren regional bekannten Autoren – alles Lyriker – Robert Becker (geboren 1970), Nelu Bradean-Ebinger (1952), Josef Michaelis (1955) und mit diesem Band auch Koloman Brenner stehen für eine gewisse Stabilität zwischen der Senioren- und der jüngeren Generation eines Stefan Valentins (1973), einer Angela Korb (1982) und einer Christina Arnold (1977).

Die ungarndeutsche Literatur hatte schon vor der Wende einen Brückenschlag zum deutschsprachigen Raum vollführt über ihre Verbindungen zur DDR-Germanistik. Ihr verdanken ihre Autoren vor allem die Möglichkeit eines Aufenthaltes im binnendeutschen Sprachraum. Koloman Brenner selbst studierte ein Semester in Greifswald. Greifswald war eine „Eliteuniversität“, wo die sechsbändige Geschichte der deutschen Literatur aus DDR-Sicht erarbeitet wurde. Das war das literaturgeschichtliche Standardwerk der Ostblockgermanistik.

Von den DDR-Germanistikdozenten, die nach Ungarn geschickt



Unter dem Titel „Schwäbischer Parnass. Bekenntnisse“ war die Veranstaltung im Fünfkirchner Lenau-Haus am 25. Jänner angekündigt, auf der – moderiert vom Germanistikdozenten András F. Balogh – Stefan Valentin und Koloman Brenner (auf dem Foto stehend) ihre Werke vorlasen und Fragen des Moderators beantworteten.

wurden, taten sich einige besonders hilfreich hervor für die ungarndeutsche Literatur. Oskar Metzler veröffentlichte den Band „Gespräche mit ungarndeutschen Schriftstellern“ (erschienen im Budapester Lehrbuchverlag 1984). Metzler machte vielen Mut. Helmut Rudolf ließ schon in den 60er Jahren zusammen mit Béla Szende Autoren in der deutschsprachigen Sendung von Radio Fünfkirchen zu Wort kommen zu lassen. Der Dritte im Bunde ist Horst Lambrecht, der es noch am genauesten und konsequentesten zu seiner Zusatzaufgabe gemacht hat, die zeitgenössische ungarndeutsche Literatur vor Provinzialität und Selbstgenügsamkeit zu bewahren. In seiner Einlassung – auch zu diesem Gedichtband hat er ein sehr kundiges Nachwort in Form eines kleinen Essays beige-steuert – bemüht er sich immer wieder, Regionalismus und Allgemeinverständlichkeit unter einen Hut zu bringen. Dabei hat er als einer der ersten „DDR-Germanistiklektoren“ klar erkannt, daß die ungarndeutsche Literatur auch eine Bereicherung der ungarischen Literatur ist, von der sie selbstverständlich beeinflußt wird. Ja sie ist – wie er richtig modern definiert – auch ein Teil der ungarischen Literatur. Seine Betrachtungen der Ungarndeutschen und ihrer Kultur bettet er auch ein in seine Erkundungen der ungarischen Kultur, Literatur und Sprache. So gelingt es ihm, das Spezifische der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur aus der gesamtungarischen Situation zu begreifen. Wenn er die Zurückdrängung des deutschsprachigen Anteils an der ungarischen Kultur und Geschichte bedauert, so tut er dies aus Sicht eines Gesamteuropäers,

der eine Vernachlässigung kultureller Potenzen als einen Verlust für ganz Europa empfindet. Koloman Brenners Ödenburger Gedichte spiegeln diesen Verlust wider. Koloman Brenner betont in seinem jüngsten Interview (NZ v. 22.06.07), daß die Lage für die Ungarndeutschen und ihre kulturellen Einrichtungen alles andere als rosig sei. Dennoch ist die Fortschreibung einer ungarndeutschen Literatur ein Hoffnungsschimmer, der aber nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß zur Zeit viele der gleich nach der Wende 1989 eingerichteten zweisprachigen ungarisch-deutsche Klassenzüge eingestellt werden und die Minderheiten in Ungarn noch immer keine solche parlamentarische Vertretung haben, wie sie den ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern längst eingeräumt wurde.

Eines sollte man gerade auch im binnendeutschen Sprachraum nicht übersehen. Die Auflage dieses so sehnsüchtig erwarteten Gedichtbandes beträgt eintausend Exemplare. Diese Auflage ist auch für die Bundesrepublik schon eine beachtliche Größe, bedenkt man das Lamento von Franz Xaver Kroetz 2007, des bekannten Dramatikers und Unterhaltungsdrehbuchschreibers („Kir Royal“), daß er nur ein halbes tausend Exemplare seines jüngsten Gedichtbandes habe an den Mann bringen können. In dieser Hinsicht zumindest sieht es ganz so aus, daß ihn Koloman Brenner mit Hilfe seiner ungarndeutschen Leser übertreffen könnte.

Ingmar Brantsch

*Koloman Brenner „Sehnlichst“, VUdAK-Verlag Budapest, 2007, 72 S.

Jahre dahin. Es herbstet schon wieder. Am Morgen ziehen Nebel durch die Landschaft. Dann sonnt sich die Gegend im milden Sonnenschein. In Gedanken zieht es mich wieder nach Süden in die Kleinstadt Siklós am Schloßberg. Schaute hinab in die Stadt. Bunte Dächer. Vor 30 Jahren standen wir alle dort vor der Burg. Froh und erwartungsvoll. Wir kamen aus allen deutschen Siedlungsgebieten. Franz Zeltner aus Westungarn, Georg Fath aus der Branau, Nikolaus Márnai und Martin Thomann aus der Batschka, Engelbert Rittinger und Valeria Koch auch aus der Branau, Claus Klotz und Georg Wittmann aus dem Ofner Bergland, Josef Mikonya aus Tarian, Ludwig Fischer aus der Tolnau.

Wo seid ihr denn alle geblieben?

In Gedanken stehe ich allein vor dem Grau der Burg auf dem Schloßberg. Schreiben wollten wir alle. Gedichte, Erzählungen, Erlebtes festhalten, die heile Welt unserer Ahnen erhalten. Von dicken Roma-

nen träumten wir nicht. Wir brachten nur noch unsere ersten Versuche nach Siklós, auch unser „geistiges Kämmerlein“, die Erinnerung an die liebe Zeit, die wir mit unseren deutschen Büchern verbrachten. Leute mit wagen Träumen! Erfahren wollten wir, ob wir überhaupt dazu geeignet wären, die ungarndeutsche Literatur zu erwecken.

2006 hatten wir wieder einen schönen Herbst, wie damals in Siklós. Mit Freude und Hoffnung in der Seele kamen wir alle nach Siklós. Wir wollten nicht von den Sieben Weltwundern schreiben, nicht über exotische Länder, Kaiser und Weltenbummler, nur vom Leben der Schwabenmenschen.

Ich lese wieder eure Werke, Gedichte und viel Prosa dazu. Abends, wenn es still wird, lese ich die Zeilen, die ihr erträumt und geschrieben habt und mir ist dabei, als hörte ich eure Stimme aus der Ferne.

Warum seid ihr alle so eilig gegangen?

Wir faßten wieder Wurzel

Franz Sziebert aus Ketschinge sprach bei der von Parlamentspräsidentin Katalin Szili initiierten Gedenkkonferenz am 16. November im Parlament über das Schicksal der Bewohner seines Heimatortes. Wir veröffentlichen seine Rede. (Alle Redebeiträge der Gedenkkonferenz erscheinen zweisprachig in der Zeitschrift „Barátság“.)

Ich bedanke mich für die Möglichkeit, daß ich aus dem Leben meines Heimatdorfes ein Bild unserer gemeinsamen Vergangenheit vorstellen darf. Denn ähnlich gestalteten sich ja die Ereignisse in Hunderten von Schwaben bewohnten Dörfern. Wir mußten bitter erfahren, daß die Nachkriegsjahre uns fast mehr Leiden brachten, als die Jahre des schrecklichen Krieges. Unser wirkliches Schicksal wurde lange Zeit verschwiegen oder falsch dargestellt. Es ist daher von großer Bedeutung, daß unsere Jugend von heute die Geschehnisse in ihrer Wirklichkeit kennenlernt.

Mein Heimatdorf Ketschinge/Görcsönydoboka liegt an beiden Ufern des Csele-Baches, besteht aus zwei Teilgemeinden und zählt 430 Einwohner. Anfang Mai 1944 erhielten einer ungarischen Verordnung zufolge alle waffenfähigen Burschen und Männer unseres Dorfes – vom 17. bis zum 40. Lebensjahr –, den Befehl, sich an der deutschen Musterung, die im Dorf stattfinden wird, zu beteiligen. Viele hielten es für einen Verrat, daß sie sich als ungarische Staatsbürger an der deutschen Musterung beteiligen müssen. Manche meldeten sich freiwillig beim Ergänzungskommando der Honvéd. Ihre Bitte wurde mit der Begründung abgelehnt, daß wir Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind kämpfen. Im Juli erhielten die Männer in deutscher und ungarischer Sprache ihren Einberufungsbefehl. Anfang September erhielten die Männer vom 40. bis zum 50. Lebensjahr ohne Musterung ihren Einberufungsbefehl zur deutschen Armee. Als dann nach dem Krieg so mancher heimkehrte, wurde er gnadenlos interniert. Die Schuld, daß der Heimkehrer beim deutschen Heer diente, wurde den Einberufenen alleine zugeschoben. Am 28. November des Jahres 1944 wurde unser Dorf von russischen Truppen besetzt. Da wir keine Verbindungsstraße hatten, zogen die Soldaten schon am 2. Dezember weiter. In der Schule wurde die deutsche Sprache verboten.

Am 2. Januar des Jahres 1945 in der Früh wurde verkündet, daß die Mädchen und Frauen vom 18. bis zum 30. Lebensjahr, die Burschen

und Männer vom 17. bis zum 45. Lebensjahr deutscher Herkunft sich an einer dringenden Arbeit in der Batschka beteiligen müssen, die zwei Wochen dauern würde. Es soll jeder für zwei Wochen Essen, warme Kleider und eine Decke mitnehmen. Ihr Gepäck wird auf Pferdewagen geladen. Um 12 Uhr müssen sie vom Gemeindehaus weggehen. Um 12 Uhr folgte die Verlesung der Namen. Nachher mußten sie antreten. An die Spitze des Zuges stellte sich eine Mutter und schrie weinend: „Vier Tote kostete meiner Familie der wahnsinnige Krieg. Jetzt holt man mir das jüngste und letzte Kind. Ich werde mein Kind begleiten, wohin es auch immer geht“. Russische Soldaten und Polizisten begleiteten beim Weggehen die Unglücklichen zu „malenkij robot“. Sie kamen in die Gruben der Ukraine, einige sogar nach Kaukasus und über den Ural.

An einem Sonntag im Spätsommer des Jahres 1945 trieb man mehrere Hundert Schwaben aus Sawr/Herczegszabar in unser Dorf. Beim Gemeindehaus mußten sie stehenbleiben. Einer von den begleitenden Polizisten sagte, daß das ungarische Staatsbürgerrecht den Schwaben aberkannt worden sei. Dieses Dorf ist für den Zusammenzug der Schwaben bis zu ihrer Aussiedlung nach Deutschland bestimmt. „Wer von euch in seinen ehemaligen Wohnort zurückkehrt, wird interniert!“ Die ermüdeten Menschen standen eingeschüchtert und ratlos vor dem Gemeindeamt. Als unsere Dorfbewohner von den Ereignissen erfuhren, gingen sie zum Gemeindehaus, um den von ihrem Heimatdorf vertriebenen Menschen zu helfen. Manche nahmen zwei Familien zu sich. In ganz kurzer Zeit fanden alle Vertriebenen Unterkunft. Das nannte man damals „Übersiedlung“.

Anfang Januar des Jahres 1946 erhielt unser Dorfrichter den Befehl, welchem zufolge die schwäbischen Burschen und Männer vom 16. Lebensjahr an sich an der Aufbauarbeit in der Hauptstadt bis zur Zeit der Aussiedlung beteiligen müssen. Auf

der Namensliste waren auch Verstorbene eingetragen. Da wir schon Erfahrungen von „malenkij robot“ hatten, entschieden wir uns, auf keinen Fall dem Befehl Folge zu leisten. Wir flüchteten in die Wälder, nahe unseres Dorfes, wo wir in den verfallenen Kellern vor der grimmigen Kälte Schutz, und vor den nach uns suchenden Polizisten ein gutes Versteck fanden. Die Polizisten kamen auch in unser Haus und fragten nach meinem Vater. Meine Mutter antwortete, daß er schon drei Jahre im Friedhof ruhe. Da begannen die Polizisten sie so lange zu prügeln, bis mein siebzigjähriger Großvater in das Zimmer stürmte und sich auf die Schläger stürzte. Meine Mutter konnte flüchten. Großvater wurde interniert. Die Internierten wurden im Juni 1946 entlassen, da die Aussiedlung sich unserem Dorf näherte.

Im Mai des Jahres 1947 kamen aus der Slowakei vertriebene Ungarn in unser Dorf. Sie konnten ihr bewegliches Hab mitbringen, deshalb benötigten sie die größeren Häuser. Da es in unserem Dorf noch keine Vertreibung gab, mußten die schwäbischen Eigentümer in überstürzter Eile ihre Häuser verlassen. Einige siedelte man nach Altglashütte/Óbánya um. Viele, so auch unsere Familie, mußten sofort das Haus verlassen. Wir flüchteten in die von Ungarn und Kroaten bewohnten Ortschaften. Die ungarische und kroatische Bevölkerung wurde gewarnt, keinen Schwaben Unterkunft zu geben. Doch die Menschen hatten Einsicht und Mitleid. Es gab fast keine Familie, welche den in Not geratenen Schwaben die Hilfe verweigerte. Dafür sind wir allezeit dankbar.

In unserem Dorf begann man am 7. Juni 1948 mit der Vertreibung der noch im Ort zurückgebliebenen

Schwaben nach Deutschland. Es regnete die ganze Nacht. So um die 30 Pferdewagen standen für die Vertreibung bereit. Auf dem aufgeweichten Feldweg konnten nur fünf Wagen mit elf Personen den Hügel hinauffahren. Doch 30 Personen mußten mit ihrer durchnässten Habe in einem Viehwaggon das Land verlassen. Die betroffenen Familien wurden für längere Zeit getrennt, vier Familien flüchteten zurück nach Ungarn.

Da uns das Staatsbürgerrecht aberkannt war, konnten wir nur als Knechte, Tagelöhner oder Teilarbeiter bei Bauern unser Brot verdienen. Wir gaben aber die Hoffnung auf eine Heimkehr nie auf. Wir konnten unseren Geburtsort, von wo wir vertrieben wurden, nie vergessen. Aber auch wir wurden von der Behörde nicht vergessen: 1947 erhielt ich eine Vorladung vom Versorgungsamt, ich hätte unsere Milchabgabepflicht nicht erfüllt. Es war ihnen egal, daß wir schon vor Jahren enteignet wurden...

Im Oktober 1949 erfolgte die Rückgabe unseres aberkannten Staatsbürgerrechtes. Auch in unserem Heimatdorf gab es große Veränderungen. Viele Neusiedler verließen unser Dorf. Immer mehr Häuser wurden leer, immer mehr Weingärten wurden vernachlässigt, immer mehr Felder lagen brach. Anfang der fünfziger Jahre wurde verkündet, daß jene ehemaligen Dorfbewohner, die in ihren Heimatort zurückzukehren beabsichtigen, in den leeren Häusern eine Wohnung erhalten. Es kehrten so viele heim, daß in den meisten Häusern zwei Familien einzogen. So auch unsere Familie. Zur Freude ihrer Angehörigen kehrten auch die geheimnisvoll verschwundenen, letzten Kriegsgefangenen heim. Sie erhielten eine Bestätigung, daß sie bei ihrer Entlassung aus Tiszalök 1534 Ft Arbeitslohn erhielten. Über den ursprünglichen Zustand des Lagers zu erzählen, wurde streng verboten. Es sollte für immer ein Geheimnis bleiben. „Entweder ihr bewahrt dieses Geheimnis bis zum Grab, oder es bringt euch in das Grab“, hieß es.

Welch ein glückliches Gefühl, daß wir wieder im Geburtsort unseren Lebensweg gehen konnten! In den sechziger Jahren schien es, als wäre unser Dorf ein großer Bauplatz. Mit viel Arbeit, sparsamem Leben und gegenseitiger Hilfe bauten wir uns neue Häuser, neue Gassen, neue Dörfer, ja eine neue Heimat! Wir faßten wieder Wurzel in den mit so viel Schweiß und Tränen bedeckten Heimatboden. Nur unsere Sprache, das Zugehörigkeitsgefühl zu unseren Ahnen gerieten immer mehr in den Hintergrund. Das Beherrschen unserer Muttersprache gereicht nicht nur zum Nutzen des Inhabers, sondern auch zum Vorteil unseres Vaterlandes, Ungarn!



Den diesjährigen Lenau-Preis konnte Franz Sziebert am 7. Dezember vom Vorsitzenden des Fünfkirchner Lenau-Vereins, Lorenz Kerner, übernehmen. Bei der Feier im Lenau-Haus las Franz Sziebert zwei Geschichten und sang mit seiner Frau im Chor aus Ketschinge zur musikalischen Untermalung der Feier. Lesen Sie über die Auszeichnung auf Seite 10.

Moderne Lyrik mit den Traditionen der Ungarndeutschen

Bei der Verleihung des Donauschwäbischen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg an Josef Michaelis am 5. Oktober im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen hielt Klaus J. Loderer (Foto), Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn und Chefredakteur der Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn „Unsere Post“, die Laudatio auf den Hauptpreisträger, die wir untenstehend veröffentlichen.



Die Gemeinde Villány ganz im Süden Ungarns, in deutscher Mundart Willand genannt, und ihre Umgebung sind für ihre berühmten Rotweine bekannt. Und auch die Weißweine müssen sich nicht verstecken. Der die Landschaft überragende Kegel des Heschener Bergs (Szársomlyó) soll das Geheimnis dieser Weine sein und tatsächlich umranken die 442 Meter hohe Erhebung viele Sagen und Mythen.

Wir sind nun in doppelter Weise bei einem Dichter und Erzähler angelangt, der mit dieser Landschaft eng verbunden ist. Eng ist er mit ihr verbunden, weil er in ihr lebt. Nicht von Geburt an, denn er stammt aus der Gemeinde Somberek, zu der man in der Mundart Schomberg sagt. Der Name Schomberg hat für Ungarndeutsche einen guten Klang, wird dort doch bis heute intensiv altes „schwäbisches“ Brauchtum gepflegt, nicht zuletzt deshalb, weil dort ein gewisser Kulturhausdirektor Franz Michaelis wirkt – übrigens der Bruder unseres Geehrten.

Das Berufsleben brachte Josef Michaelis nach Willand, fand er dort doch eine Stelle als Lehrer. So unterrichtet er dort seit 1977 Kinder in deutscher Sprache und Geschichte. Daß ihm dies nicht nur schnöder Beruf sondern Berufung ist, zeigt auch, daß er seit 1991 dem örtlichen Zentrum für elementare Bildung und Erziehung als stellvertretender Direktor vorsteht.

Der „Genius Loci“ – der Geist des Ortes – nahm ihn auf doppelte Weise gefangen. In Willand ist dieser Genius natürlich der Geist des Weines. Schon in seiner Heimat Schomberg hatte Josef Michaelis den Weinbau kennengelernt. Der gestandene Mann verfeinerte und verbesserte seine Kenntnis nun. Im eigenen Weinberg und in einem zum Weinkeller umfunktionierten Bunker entstanden Geistes Kinder, auf die Josef Michaelis stolz sein darf, heimsten sie doch schon manche Belobigung ein.

Doch feiern wir heute nicht den Winzer Josef Michaelis. Scheinbar umkreist nicht nur Bacchus den Ort. Die Geister des Heschener Bergs riefen auch die Musen herbei. Wie Erato, Euterpe, Kalliope und Klío den Berg umschwebten und Josef Michaelis zum Dichter küßten, dies wäre ein schönes Bild, doch möchte ich hier keine unzünftigen Gerüchte in die Welt setzen. Seine Biographie besagt nämlich ganz trocken, daß er schon als Gymnasiast Gedichte geschrieben habe. Zuerst in ungarischer Sprache und seit 1976 in deutscher Sprache. Immerhin entstand das Hauptwerk in Willand. Darum darf vielleicht doch auf das soeben entworfen Bild der Musen zurückgegriffen werden.

Das erste deutschsprachige Gedicht „Mädchen aus Potsdam“ erschien 1977 in der Zeitung „Futurum“ der Hochschule in Baje. Das zweite, mit dem Titel „Frühling“, 1981 in der Neuen Zeitung. Da den Redakteuren der Neuen Zeitung, dem Wochenblatt der Ungarndeutschen in Ungarn, das übrigens vor wenigen Wochen sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern konnte, die För-



Von Innenminister Heribert Rech konnte Josef Michaelis den Hauptpreis des Donauschwäbischen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg übernehmen

derung junger ungarndeutscher Autoren besonders am Herzen lag und liegt, erstaunt es nicht, daß Josef Michaelis eben durch dieses Blatt bekannt wurde. Neben Gedichten in Mundart entstanden moderne experimentelle Formen. Daß sich das Thema Heimat und moderne Lyrik nicht ausschließen, beweisen seine Gedichte.

Seit der Anthologie „Jahresringe“ fehlt er in keiner Sammlung ungarndeutscher Autoren. Mit „Sturmvolle Zeiten“ erschien 1992 ein eigener Gedichtband. 2004 folgte der Band „Treibsand“. Die ungarische Germanistik befaßt sich inzwischen regelmäßig mit seinen Werken. Immerhin sieben Hochschulabschlußarbeiten setzen sich mit ihm auseinander. Zu den zahlreichen Auszeichnungen für sein literarisches Werk gehört der Kulturpreis des Lenauvereins Fünfkirchen.

Die Muse des Gesangs, Melpomene, haben wir in unserem allegorischen Bild vernachlässigt, auch ihr gönnte Josef Michaelis Werke: Mehrere Liedtexte entstanden Anfang der Achtzigerjahre, die von Johann Mandulás vertont wurden. Daß sich darunter auch ein Willander Trinklied befindet, vereint die Musen mit Bacchus.

Den größten Erfolg und zahlreiche Auflagen hatte der Band „Zauberhut“, der mit seiner Ausrichtung auf Kinder wieder daran erinnert, wie sehr ihm die jungen Leute am Herzen liegen. Zu seinen liebsten Terminen gehören Lesungen für Kinder.

Josef Michaelis vermittelt Sprache, er vermittelt Geschichte und er vermittelt Geschichten. Tiefe Verbundenheit hat er mit der Sagen- und Märchenwelt und mit der Geschichte des Ungarndeutschtums. Hatte hier doch der mythen-

trächtige Heschener Berg einen Einfluß?

Mittler ist Josef Michaelis auch über Grenzen hinweg. Auch dem Publikum der Deutschen aus Ungarn ist er durch mehrere Lesungen inzwischen ein Begriff. Doch vermittelt er auch noch in einem ganz anderen Sinn: Im Land Baden-Württemberg unterhalten eine Vielzahl von Städten und Gemeinden eine Partnerschaft mit Ungarn. Eislingen pflegt seit 1989 eine Partnerschaft mit Willand, in die auch eine Schulpartnerschaft eingebunden ist, übrigens eben mit jener Schule, an der Josef Michaelis unterrichtet. Daß er als Deutschlehrer schon alleine durch seine Zweisprachigkeit hier als Mittler fungiert, mag nicht erstaunen. Schon oft wurde die Vermittlerrolle der Ungarndeutschen als Brücke zwischen Ungarn und Deutschland betont. Auch hier sorgt Josef Michaelis für eine lebendige Partnerschaft. 2005 zeichnete ihn die Stadt Eislingen mit dem Villány-Preis aus.

Der Donauschwäbische Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg würdigt einen ungarndeutschen Dichter und Autor, der sich in moderner Lyrik mit den Traditionen der Ungarndeutschen auseinandersetzt.

Josef Michaelis Teufelsbann

Holzchnitt von Robert König
[Zur Erinnerung an den Maler
Jerg Ratgeb (um 1480–1526)]

Der Böse hängt
nicht nur
an Galgen
hausiert
Tag für Tag
unter uns
Seine Boote
Unholde
mit nadelspitzen Hörnern
klopfen an jede Tür
verstecken sich
manchmal friedlich
hinter ausgestreckten Händen
des Bischofssegens
wüten ein andermal
wie der angestochene Eber
Der Mensch
schwankt
Wenn eine Seele bricht
und der Leib gevierteilt wird
halten Dämonen der Hölle
einen Schmaus
Auf Zweifler
lauert auch
im Schatten des Kreuzes
der Teufel

2006

„Ich habe Stefanie in Fünfkirchen kennengelernt“, erinnerte sich Sofie, „in einem Mädcheninternat, wo wir Quartier bezogen hatten. Und zwar am Vorabend des Internationalen Chorfestivals, im Duschaum. Wir waren damals fünfzehn Jahre alt und machten Witze darüber, daß wir jetzt eine Woche die Schule schwänzen konnten. In meiner Naivität dachte ich, das Mädchen käme aus der Schweiz, obwohl es eine Ungarndeutsche war. Aus dem Ort Békéstardos. Sie sprach hervorragend Deutsch. Nach den Auftritten suchten wir fieberhaft die Gesellschaft der anderen. Unsere gegenseitige Sympathie führte zu einer Brieffreundschaft. Als ich erfahren hatte, daß sie mit ihrer Familie nach Paris reisen würde, vereinbarten wir ein Treffen am Fuße des Eifelturms.“

„Trotzdem überraschte mich ihre Pünktlichkeit“, ergänzte der Mann.

„Mich weniger“, so Sofie, „mich hat eher die Tatsache verblüfft, daß sie mit dir erschienen war. Zuerst hatte ich gedacht, du wärest ihr Vater.“

„Was mein Alter anbelangt“, fuhr der Mann fort, „hätte ich es durchaus sein können, aber ich war nur der Freund der Familie. Es war ein Zufall, daß wir uns gleichzeitig in der ‚Stadt der Lichter‘ aufhielten. Mein Kollege László hatte mich um die Rolle des Begleiters gebeten. Er hatte ‚unaufschiebbare Fälle‘ zu erledigen, und es hätte mir leid getan, wenn deswegen euer Treffen gescheitert wäre.“

„So im nachhinein“, grinste Sofie, „glaube ich, es war das beste,

was uns allen geschehen konnte.“

„Stefanie war sichtlich dankbar dafür“, meinte der Mann.

„Ich noch mehr“, fügte Sofie hinzu, „weißt du, daß ich bereits an diesem Nachmittag in dich verliebt gewesen war?“

habe ich eine Legende um deine Persönlichkeit gesponnen. Du warst der ‚geheimnisvolle Ungar‘, dessen Worte einer Predigt gleichgestellt wurden. Auch konnte ich nicht über deine dichterische Tätigkeit schweigen. Ich habe alles, was du sagtest,

hätte, hätte ich sie vermutlich nicht ernst genommen. Es lagen Jahre und Welten zwischen uns. Vom ‚Eisernen Vorhang‘ ganz zu schweigen.“

„Eine gewisse Kraft wollte es trotzdem, daß wir uns nach der Wende ein drittes Mal begegnen sollten“, argumentierte Sofie.

„Wenn ich daran glauben würde, würde ich es bejahen“, antwortete der Mann, „es war eher ein fataler Zufall.“

„Nicht in meiner Sichtweise!“ entfuhr es Sofie. „Als klar war, daß ich im Rahmen einer Städtepartnerschaft nach Ungarn fahren konnte, wußte ich schon, daß ich dich aufspüren würde!“

„Nanu“, lächelte der Mann, „war es die Konstellation der Zufälle? Die Möglichkeit wurde geradezu auf dem Tablett dargeboten!“

„Ich wußte, wenn ich dich finden würde, ließe ich deine Hände nie mehr los!“

„Verkompliziere es bitte nicht noch mehr“, bat der Mann mit zärtlicher Stimme, „wenn es nicht sein muß! Es genügt, wenn du einsiehst, daß du zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen warst.“

„Es war der Wille des Schicksals“, blieb Sofie stur.

„Auch wenn wir ihm ein bißchen nachgeholfen haben“, grinste der Mann, während er sie umarmte. „Übrigens lautet ein ungarisches Sprichwort: Drei ist die ungarische Wahrheit.“

Draußen auf den um die Terrasse stehenden Bäumen zwitscherten die Vögel, als ahnten sie etwas. Die beiden feierten ihren Hochzeitstag – den neunten.

Béla Bayer Zufälle

„Ach was“, lehnte der Mann das Gehörte ab, „es war bestenfalls die Schwärmerei eines Teenagers.“

„Wenn du mir nicht glaubst, frage bitte mal Stefanie. Sie kann sich noch an alle Facetten des Geschehens erinnern.“

„Das müßte ich vielleicht einmal tun“, schmunzelte er und fuhr ernst fort, „entweder habe ich mich unklar ausgedrückt, oder du hattest bei unserem zweiten Treffen an der Sorbonne, Jahre später, nicht auf mich geachtet, weil du mit deinem Freund beschäftigt warst.“

„Tue mir bitte kein Unrecht“, erwiderte Sofie, „der Junge beschäftigte mich damals am wenigsten. Nur du, dein Name und dein Gesicht schwebten ständig vor mir, seit dem Moment, als ich den Termin deines Vortrages erfahren hatte. Was glaubst du denn, warum du so zahlreiche Zuhörer gehabt hast? Ich habe für dein großes Publikum Sorge getragen. Ich war stolz, mich mit deiner Bekanntschaft brüsten zu können. Mindestens mehr als unser Professor. Für die Kommilitoninnen

auf Tonband aufgezeichnet. Möchtest du, daß ich es mal abspiele?“

Der Mann kehrte in sich. Er war in seinen geheimsten Gedanken getroffen worden. Sofie brach die eingetretene Stille.

„Ich kann über meine Enttäuschung, die dadurch ausgelöst wurde, daß du an der Seite meines Literaturdozenten verschwunden warst, auch nicht schweigen. Heutzutage glaube ich, daß ich dich dafür sogar gehaßt habe. Mir war, du hättest dich nicht mehr so richtig an mich erinnert, wußtest nicht, in welcher Schatulle mein Platz war.“

„Ich konnte nicht damit rechnen, daß wir uns ein zweites Mal begegnen würden“, mußte der Mann gestehen, „noch weniger mit dem Wie und Wann. Auf der Ruine meiner Ehe. Ich war unvorbereitet. Auch der junge Student an deiner Seite verunsicherte mich. Überleg’ dir doch! Fünf Jahre waren ins Land gezogen ab dem Zeitpunkt, als ich dich zum ersten Mal gesehen hatte. Wir wußten ja nichts voneinander. Wenn ich von deinen Gefühlen mir gegenüber geahnt

Lenau-Preis 2007 an Franz Sziebert

Persönlich Erlebtes detailgetreu wiedergeben und festhalten

Den diesjährigen Lenau-Preis, die höchste kulturelle Auszeichnung der Ungarndeutschen, erhielt am 7. Dezember der aus dem Branauer Dorf Ketsching stammende ungarndeutsche Schriftsteller Franz Sziebert. Überreicht wurde die Anerkennung im Fünfkirchner Lenau-Haus in feierlichem Rahmen vom Vorsitzenden des Lenau-Vereins, Lorenz Kerner.

In der Person von Franz Sziebert wird vom Lenau-Verein nicht zum ersten Mal die Tätigkeit eines ungarndeutschen Dichters oder eines Schriftstellers anerkannt. Schon im ersten Jahr seiner Verleihung, 1992, wurde der Preis Georg Fath zugesprochen, und im Jahr 2000 wurde er Josef Michaelis verliehen. Und auch der „Geburtshelfer“ der ungarndeutschen Literatur Dr. Helmut Rudolf erhielt ihn 1995.

Franz Sziebert (Jahrgang 1929) ist ein ehrlicher, konsequenter Vertreter seiner Volksgruppe, der stets bestrebt ist, unaufdringlich, aber eindeutig, offen und ehrlich sein Wort im Sinne des Ungarndeutschtums zu erheben. Und dies tat er bereits ab den fünfzi-



ger Jahren, in Zeiten, wo sich Wortmeldungen, wenn es um den Gebrauch der deutschen Sprache, um die Einführung des Deutschunterrichts oder um die Kulturpflege ging, sich nachteilig haben auswirken können.

Franz Sziebert ist in seiner Literatur ungekünstelt. Sein Erzähltalent gebraucht er gekonnt, um die Zeitgeschichte, das oft Vernachlässigte, das Verschwiegene oder die langsam in

Vergessenheit geratende historische Erfahrung sowie das geistige und kulturelle Gut der Ungarndeutschen einfühlsam und einprägsam zu verewigen. Er will als Schriftsteller keine Geschichten erfinden, sondern das persönlich Erlebte – oder von Zeitzeugen Erzählte – detailgetreu wiedergeben und festhalten.

Im Vorwort zu Franz Szieberts Erzählband „Unzuverlässig?“ schreibt Josef Báling: „Ein bejahrter Mann, Franz Sziebert, erinnert sich und erzählt. Er erzählt von Freunden, von Bekannten, er erinnert sich an Geschehnisse, an das Miterlebte – und vor unseren Augen spielt sich die Tragödie eines Jahrzehntes ab, des grausamsten in der Geschichte unseres Volkes. (...) Er erzählt über Schicksale, über die Gründerjahre – und vor uns lebt das einstige Schwabendorf mit seinen Sitten und Bräuchen auf.“

Franz Sziebert ist einer, der gewiß nicht der Preise wegen zur Feder greift. Er hätte geschrieben – und würde weiterhin schreiben –, auch wenn dies vielleicht niemand aner-

kennend zur Kenntnis genommen hätte und nehmen würde. Jedenfalls – wie er im Anschluß an die Preisverleihung sagte – spornen ihn solche Momente doch noch mehr dazu an, mit großem Einsatz sich zu bemühen, all das literarisch aus der Geschichte des Ungarndeutschtums festzuhalten, was aus dem Blickwinkel der Generation, die die Stürme des 20. Jahrhunderts mit Krieg, Vertreibung und Entrechtung mitgemacht hat, zu behandeln ist.

Die Entscheidung des Lenau-Vereins, Franz Sziebert durch den Lenau-Preis 2007 zu ehren, ist eine begrüßenswerte Idee. Wie wichtig das Werk des Autors ist, das wird nämlich die fernere Zukunft noch deutlicher beweisen, denn die Zugehörigkeit zur Volksgruppe, die Identität muß sich auch in der guten Kenntnis der eigenen Geschichte zeigen, die sich weniger im Werk von Historikern als vielmehr in der Form authentischer Berichte widerspiegeln wird – und diese aufzubewahren, da leistet Franz Sziebert Bleibendes!

R. B.

Zu den Wandmalereien (al secco) Robert Königs

im erneuerten Gebäude der Bohler Mühle

Robert Königs Wandmalereien sind im alten, erneuerten Gebäude der Bohler Mühle zu bewundern. Prominente Gäste, wie der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes Márton Kalász und die VUDAK-

Kollegen Robert Becker (Vorsitzender der Literatur-Sektion) sowie Josef Michaelis, sprachen bei der Eröffnung der Mühle. Wir veröffentlichen die Redebeiträge von Becker und Michaelis.

Mehl und Erdfarbe

Elektromotoren summen nicht mehr. Breite Treibriemen aus Leder klappern auch nicht mehr, schlecken nicht die sich drehenden Gußeisenräder und machen nicht ihre Berührungsfläche glänzend. An die Wand und auf die Holzbalken setzt sich kein feiner Staub. Auch Walzwerke zermahlen keine Körner mehr. Still steht die Mühle und leer.

Pinselstriche des Künstlers streicheln jetzt die vier Wände, durchmessen unwegsame Wege der Malerei an der weißen, senkrechten Oberfläche. In ihren Spuren bleibt rotbraune Erdfarbe. Wie einst durch Siebe das Mehl, so zerstäubt an den Innenwänden die Vergangenheit.

Deutsche treten aus der „Ulmer Schachtel“ auf den ungarischen Boden des „Gelobten Landes“.

Auf ihrem Rücken Bündel, um sie herum Tierscharen. Wie in Noahs Zeiten. Ein Neubeginn. Bald sausen Sensen, der Brennesselnwald fällt, Pflüge brechen Furchen und das verödete Land gebärt seinen ersten Schatz: das Brot.

Dann haut die Axt, man baut ein Haus, eine Kirche. Priester verkünden das Wort Gottes. Damals noch auf deutsch. An Kruzifixen, überall, der Blechchristus.

Und viele Pferde. Freunde der Bauern. Pferde, die wiehern, rennen, die manchmal springen oder schwere Last ziehen.

Später kommen andere Einwanderer in diese Gegend. Man baut noch eine Kirche. Der Glauben der hier Lebenden war und ist vermutlich wichtig.

Mit vereinigten Kräften schafft man ein besseres Leben.

Weingärten grünen an den Hängen, Weingärtner gehen mit landwirtschaftlichen Geräten aufs Feld, ein Winzer mit Hut schneidet Reben.

In Bottiche rinnt süßer Most. Bewohner feiern den Emmaustag. Man ist fröhlich. Auf die Fässer im Kelterhaus und auf den Tisch stellt

man schlanke Kerzen. Der hiesige alte Meister versteht sich wahrscheinlich aufs Kerzengießen. Den Kindern schenken ihre Eltern Herzen aus Lebkuchen. Ein Pflingstreiter trabt durch die Gassen. In der Dorfschmiede härtet der Schmied das Eisen, sein Hammer sprüht Funken. Vor ihrem Haus sitzen alte Frauen auf der Bank, im Staub des Weges scharren Hühner.

Mit solchen und anderen Bildern trifft sich der Besucher, wenn er sich im alten, unlängst erneuerten Gebäude der Bohler Mühle jetzt umsieht.

Robert König, der schon eine lange und auch verwandtschaftliche Beziehung zu dieser Stadt pflegt, will uns in einigen Episoden die Geschichte der Stadt darstellen. Die Werktage und Feiertage dieser Gemeinschaft.

Seine Pinselführung ist entschlossen, ausgeprägt und energisch. Die Figuren, Gegenstände, Geschehnisse fließen ineinander über, so daß der Phantasie des stillen Beobachters noch ein breiter Raum bleibt, um über das Gesehene nachzudenken. Der Maler verwendet nur eine einzige Farbe.

Trotzdem kann er die wichtigsten Elemente, die weltanschauliche Einstellung seiner Kunst betonen, hervorheben. Konturen, Farbflächen helfen dabei. Sein Stil ist charakteristisch, individuell, schon von weitem erkennbar. Mit dieser seiner Arbeit beweist der Künstler wieder, wie wichtig ihm die Kultur, das Erbgut seiner Ahnen ist.

Die Stadt Bohl wurde mit diesem Kunstwerk viel reicher. Eine Stadt, der das Ungarndeutschtum und seine Traditionen immer bedeutsam waren und auch heutzutage noch sind.

Mögen diese Wandmalereien viele bewundern, denn sie erinnern an solche Zeiten, die in der Versenkung der Geschichte nicht verschwinden dürfen.

Ich wünsche Robert König für seine neuen Werke weitere Schaffenskraft und Erfolge!

Josef Michaelis

Mehl fürs geistige Brot

In dieser Mühle ist einst das Korn in den Schlund der Walzen geraten, damit es zu Mehl wurde, dem man Wasser und Sauerteig beigegeben hat, damit das tägliche Brot uns nährt. In unserer Welt gewinnt aber alles einen neuen Lauf: Das Brot kriegt man fertig im Geschäft – und wenn wir Mehl brauchen, so finden

wir es in der Tüte im Laden. Auch unsere eigene Geschichte ist zu einer Schnellimbiss-Mahlzeit geworden. Mit einem „Wen kümmert’s denn noch“-Schulterzucken sind wir bereit, alles zu vergessen, was dazu geführt hat, uns zu denjenigen Menschen zu formen, als die wir geboren wurden.

Unsere Kinder und Enkelkinder werden die deutsche Schrift auf den Grabsteinen weder entziffern noch verstehen können. So geraten wir mit all unseren Ahnen in die Mühle der alles zermalmenden Gleichgültigkeit.

Nicht wissen, woher man kommt, bedeutet auch, den Weg in die Zukunft verloren zu haben. – Und wer die Sprache verlernt, für die ist es besonders wichtig, diese Biblia pauperum erzählen zu lassen, was sich sonst in ein paar Jahren, mit dem Abschied der letzten Sich-Erinnern, für immer aus unserer Geschichte löschen würde.

Leben ist nicht nur das und so – die Art und Weise –, wie man heute lebt. Gelebt hat man anders – und man wird auch noch ganz anders leben,

als wir es uns jetzt überhaupt vorstellen können. Wir sind Menschen unterwegs: Unsere Ulmer Schachteln haben uns entlang des großen Flusses irgendwo ans Land geworfen, damit wir hier tun, was wir können, daß wir wachsen, gedeihen oder verderben. Diese Bilder erzählen uns diese Geschichte!

Kunst ist mehr als nur Farbtöne und Pinselstriche, mehr als Dekora-



Josef Michaelis und Robert Becker vor Robert Königs Wandmalereien

tion: Kunst ist nämlich Macht. Sie kommt aus dem Inneren, sie wächst in den Gedanken – und sie ernährt sich aus der Tradition, bis sie sich offenbart, sich austellt, und zum Sauerteig wird, der in uns gärt – und zum geistigen Brot bäckt, das wir nicht für uns alleine behalten, sondern reichlich verteilen wollen.

Wer sich hier umschaute, im Prachtraum dieser alten Mühle, die in neuem, hervorragenden Glanz erstanden ist, der sieht nicht nur, sondern es tun sich auch seine Augen auf – und es entfernt sich der graue Star, der die Erinnerungen überstülpt. Diese starren Linien, die die Bilder formen, bringen Leben in die Erinnerung! Ja, überhaupt ermöglichen erst sie es, uns zu besinnen auf all das, was der Alltag uns zu entwinden droht.

Diese Bilder verewigen nicht die berühmten Taten heroischer Helden. Sie tun viel mehr: Sie sprechen von uns; sie sprechen vom Leben.

Kommen Sie also oft in diese alte Mühle – wenn Sie Mehl fürs geistige Brot benötigen. Sie kriegen es aber nicht umsonst: gewiß nicht! Sie bezahlen mit ein wenig Zeit, die sie mitbringen, um innezuhalten – es neu zu lernen, nicht nur dem nutzlosen Alltag nachzurrennen, sondern sich erinnernde Menschen zu bleiben, die eine Vergangenheit haben – und diese auch kennen, achten und an die uns nachfolgenden Generationen vererben.

Robert Becker



Drei ungarndeutsche Künstler mit europaweiter Bedeutung in Brüssel

Eugen Christ, Geschäftsführer der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg, führte am 30. Jänner in die Ausstellung „BARTL, MATZON, DECHANDT – Drei ungarndeutsche Künstler mit europaweiter Bedeutung“ in der Vertretung des Landes Baden-Württemberg bei der Europäischen Union in Brüssel ein.

Sehr geehrte Damen und Herren, der Einladung konnten Sie bereits entnehmen, daß die drei Künstler, die wir im Rahmen dieser Ausstellung vorstellen, Josef Bartl, Ákos Matzon und Antal Dechandt, drei verschiedene Generationen sowie drei genau so verschiedene Stilrichtungen vertreten. Verbinden tun sie ihre ungarndeutschen Wurzeln, die Vielfalt der Formen, durch die sie versuchen, ihre ästhetische Idee zu verwirklichen, und die unumstrittene Tatsache, daß alle drei künstlerische Persönlichkeiten mit berechtigtem Anspruch sind, nicht allein in Ungarn, sondern auch in Europa anerkannt zu werden!

Es hat etwas zu bedeuten, wenn nicht ein Kritiker, sondern ein Zunftgenosse in den 80er Jahren Josef Bartl (geboren 1932) als „den am schönsten malenden ungarischen Künstler“ bezeichnet hatte. Es gibt nicht all zu viele Maler, die eine derart persönliche, unverwechselbare Art haben, sich zu artikulieren, wie Josef Bartl.

Der Weg der künstlerischen Entwicklung des Josef Bartl beginnt mit Interieurs, Stilleben, Portraits und Landschaften seiner ländlichen Heimat. Sie verraten die schon damals vorhandene Neigung zu Rhythmen und geometrischen Formen. Schlichte Grabhölzer, Tulpen, Muster und Verzierungen am Giebel ungarischer Dorfhäuser bereiten den Übergang zu Silhouetten, Kopfumrissen und schiefen Kreuzen vor. Kreise und Dreiecke, Keile, Striche, Balken, Herzen oder gepunktete Flächen finden zusammen und ergänzen sich gegenseitig. Die innere Ordnung seiner Bilder wird fast immer von einer in- und miteinander fließenden Rhythmik von Quadraten bestimmt. Sie hält das Ganze in geometrischen und farbigen Variationen und Modulationen zusammen. Die großzügig angelegte Spachteltechnik, mit der der Künstler die Bildfläche bestimmt, vermittelt die nicht zu übersehende innere Kraft des Materials. Sie zeugen von einem selbstbewußten Künstler, der die stoffliche Konsistenz genau so zum Ausdruck bringen will wie die Poesie der Farbtöne und enigmatischer Zeichen.

Dieses Zusammenspiel wirkt sanft und meidet jegliche Form „aggressiven“ Vordringens. So ist die Botschaft des Josef Bartl eher lyrisch. Seine Kunst spricht aus und läßt das Ganze als rätselhaftes Angebot in der Schwebe. Sie zwingt dem Betrachter nichts auf. Jedes Zeichen ist nichts anderes als Anlaß, Ansatz oder Vorwand einer persönlichen Form der Mitteilung. Keine Esoterik, allein ein künstlerisches Alibi. So versuchen fast alle, die zum ersten Mal vor Bartls Bilder stehen, vergeblich die vermutete Verschlüsselung zu deuten. Denn Bartls Malerei liegt, wie der Künstler selbst immer wieder beteuert, einer Verschlüsselung weit entfernt.

Betrachten wir die Werke von Ákos Matzon (geb. 1945), so hat man bereits auf den ersten Blick den Eindruck, unmittelbar mit einem Architekten zu tun zu haben. Und der erste Eindruck täuscht nicht: Architektur ist eigentlich Matzons erlernter Beruf. An den Architekten, der seine Berufung im künstlerischen Ausdruck gefunden hat, knüpfen seine Werke immer wieder an: Ein Reißbrett in zahlreichen Variationen mit Zeichenwinkel, Winkellinien, Handreißschiene und Schablonen bzw. das Modell irgendeines Baukomplexes in Draufsicht. Manche Bilder sind graphische Abstraktionen, deren Alibi ein geordnet verspielter Tanz im Web schwebender Daten ist, andere erinnern an Querschieferstrukturen in Seitensicht. So werden die konsequente Auseinandersetzung mit geometrischen Formen der Ebene und die daraus abgeleiteten Reliefstrukturen, vor allem aber die immer wiederkehrende Schiefe zum Markenzeichen des Künstlers.

Matzons Werke „verlieren“ sich nicht. Es ist immer so, daß jedes Bild einen unmißverständlichen Bezugspunkt graphischer oder chromatischer Natur kennt. Diesem Punkt, der mit zentripetaler Kraft das Ganze zusammenhält und dem

Bild seine „Persönlichkeit“ mitverleiht, gebührt der gesamte Aufbau. Nicht selten wird dieser nicht nur angedeutet, sondern auch graphisch oder chromatisch dargestellt und von der Hauptfläche leicht hervorgehoben. Nichts wird dem Zufall überlassen, das Zufällige selbst ist gekonnte Absicht. Denn der Zufall ergibt sich allein durch eine nicht unmittelbare, durch eine „abgelenkte“ oder unauffällige Kausalität einer bestimmten Ordnung. Eine klar definierte, bewußt gestaltete graphische und chromatische Disziplin, eine vom ästhetischen Sinn bestimmte und diesem Sinn dienende graphische und chromatische Logik durchzieht wie ein roter Faden sein Werk.

Die geometrischen Formen reduzieren sich auf das Wesentliche und lassen mit minimalem Aufwand eine sensible, nicht zu überbietende Harmonie entstehen. Der Künstler nutzt mit filigranartiger Raffinesse das Relief bzw. graphische Elemente, um sowohl das „saubere“ Nebeneinander von Weiß oder Schwarz und Farbe als auch den simultanen Kontrast einzelner Farben unauffällig zur Geltung zu bringen. Und das alles, ohne daß größere Weiß-, Schwarz- bzw. Farbflächen das sensible Verhältnis der Zusammenhänge übertönen. Kein symphonischer Tumult, sondern Kammermusik. Geordnet verspielte Flächen und Linien oder ein kontrastierender „Tupfer“ leuchtender Farbe lassen trotz graphischer Rigorosität Wärme und Poesie entfalten.

Und irgendwo im Verborgenen lauert der Traum des Künstlers. Es ist keine Märchenwelt, sondern die Faszination dessen, was einen Maler immer wieder fasziniert: Das Licht und seine Möglichkeiten. Ein vielleicht merkwürdiger Gedanke, der dem schöpferischen Künstler keine Ruhe gewährt: Das Licht von Hinten. So befindet sich Matzon auf der Suche, dieses Licht zum Ausdruck zu bringen. Feindurchsägt Flächen,

oft ein Spiegel hinter den Bildern und die Hoffnung, eines Tages es auch finden und „erfassen“ zu können.

Wir freuen uns, das Werk eines Ästheten der Perfektion mit ausgeprägtem Gespür für das Wesentliche, egal ob sich das Wesentliche auf einen räumlichen, graphischen oder farblichen Ausdruck bezieht, vorstellen zu dürfen.

Der Ansatz in Antal Dechandts (geboren 1959) Werk liegt in der eher ethischen Frage, was der Künstler an der Natur ändern darf. Die Antwort finden wir beim Betrachten seiner Arbeiten. Der Künstler übernimmt das Angebot der Natur in ihrer ursprünglichen, organischen Daseinsform bis ins kleinste Detail. Er zerstört sie nicht „im Namen“ freien, künstlerischen Schöpfungsaktes. Er läßt sie gelten und zum Ausdruck kommen. Darum nimmt die Natur selbst an seinem Werke teil. Die Kunst des Künstlers besteht allein darin, den ästhetischen „Wert“ und seine Möglichkeiten zu erkennen, das Erkannte künstlerisch zu gestalten. So bringt Dechandt gehackte Baumstämme, Rinde, Holzstücke, Auswüchse, Äste im Zusammenhang und verleiht seinem Werk die Poesie natürlicher Ästhetik. Ausgetrocknet oder „gebrannt“, Schilf, Hölzer oder Holz „am Stück“ als Stilleben subjektiver, freier Raumordnung, seine Werke wirken nie leblos oder irgendwie erzwungen. Das Geheimnis liegt in der Selbstverständlichkeit der Offenbarung, in seiner Achtsamkeit dem Gestaltungsprozeß organischer Logik genau und kompromißlos zu folgen.

Zwang implizit eine genau definierte Ordnung sind Dechandts künstlerischer Welt somit fremd. Dementsprechend kann ihn auch kaum eine geometrische Form begeistern. Sie ist für seinen natürlichen Ausdruck unwichtig, sogar ungeeignet. Kein Paradoxon, sondern eine „polarisierende“ Einstellung, die ihm den Raum persönlichen Ausdrucks gewährt. So bedient er sich scheibenartiger Kugelkappen in einer kaum zu mißverstehenden Symbolik des Keimendens oder als Boden ineinander verflochtenen Hölzer, Bäume und Baumkronen oder als Ausgangspunkt irgendwelcher Auswüchse. Immer wieder finden schalenförmige Segmente als Hemisphären zu zeppelinartigen, elliptischen Konstruktionen zueinander oder werden von einem wurzelartigen, dichten Hölzergeflecht zusammengehalten.

Organische, vegetativ-erotisch oder anatomisch geformte Plastiken aus Holz oder Terrakotta übermalt der Künstler und verrät somit auch



Eugen Christ, Ákos Matzon und Antal Dechandt

(Fortsetzung auf Seite 13)

Der Einbruch der Kreativität in die Ordnung

Zur Eröffnung der Ausstellung von Ákos Matzon, Vorsitzender der VUdAK-Künstlersektion, in der Galerie Clasing am Prinzipalmarkt von Münster in Westfalen am 28. September sprach Siemens-Manager und Märchenbuchautor Marec Béla Steffens (www.maerchenkater.de). Wir veröffentlichen die Einführung.

Sehr geehrte Damen und Herren, es ist eine ganz ungewöhnliche Situation für mich, hier bei der Eröffnung einer Ausstellung zu sprechen. In meinem Hauptberuf bin ich Manager bei Siemens, konkret: Kaufmännischer Leiter von Siemens Ungarn. Und Sie wissen, wie das ist, wenn Firmenvertreter bei einer solchen Gelegenheit sprechen: Sie sagen dann immer, daß es in ihrem Unternehmen um genau dieselben Werte geht wie bei diesem Künstler. Und das Publikum denkt: Das ist ja völlig an den Haaren herbeigezogen. Ist es in der Regel auch.

Bei mir ist das heute anders. Ich bin hier nicht als Firmenvertreter, das hat nichts mit Sponsoring zu tun. Ich bin hier, weil ich hier etwas völlig anderes haben kann als im Büro. Ganz schlicht: ich liebe die Bilder von Ákos Matzon seit langem.

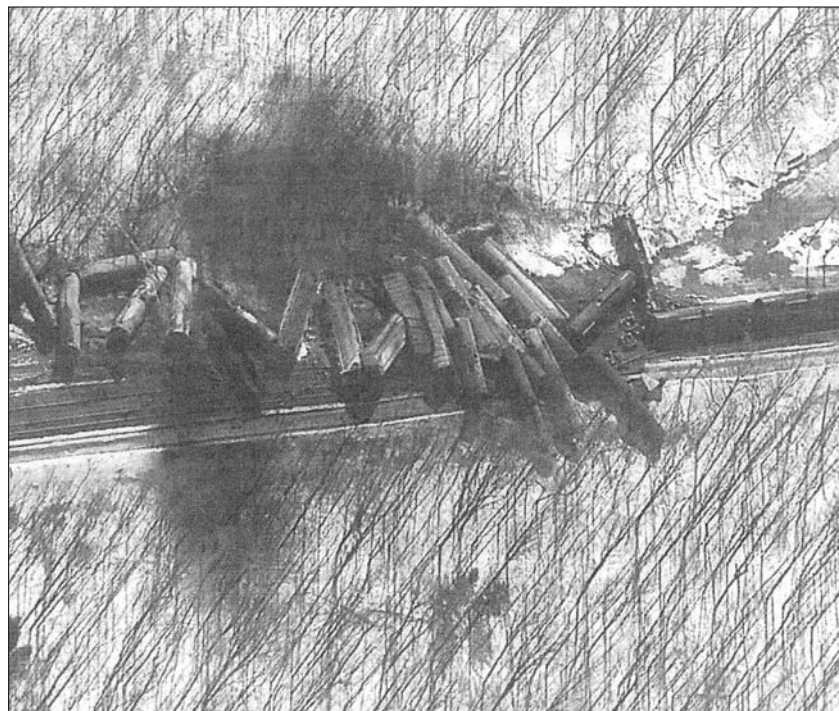
Nur muß ich Ihnen bei einer solchen Gelegenheit natürlich sagen, warum. Darüber mußte ich erst einmal gründlich nachdenken.

Ein wichtiger Teil der Antwort ist: Weil er Elemente aus dem Alltag in die Kunst hineinträgt. Das können ganz gewöhnliche Bauklötze sein, oder das Sieb aus einem Fleischwolf. Das können auch Leiterplatten oder Platinen aus unserer Fabrik sein. Ganz banale Dinge, die plötzlich eine andere Rolle bekommen. Ich finde das faszinierend. Denn da wird nicht einfach eine Suspendose hingestellt und gesagt: Das ist jetzt Kunst. Es ist vielmehr eine Verbin-



Ákos Matzon, Marec Béla Steffens und Gesandter Attila Király

Neben der Spur



dung von Alltagsgegenständen mit künstlerischen Elementen, aus der heraus etwas Neues entsteht. Ein neuer Kontext.

Nebenbei bemerkt, ich führe ein Doppelleben. In meinem zweiten Leben schreibe ich Märchenbücher, und da ist es genau dasselbe Prinzip. Ganz gewöhnliche Dinge aus dem Alltag bekommen eine neue Rolle und erleben etwas Besonderes in einem ganz neuen Zusammenhang. (Daß das mit diesen Bildern so zusammenhängt, ist mir jetzt erst bewußt aufgefallen, als ich mich für heute Abend vorbereitet habe.)

Bei Ákos und Trudi Matzon in der Wohnung kann man das ganz genau beobachten. Da ist eine kleine Schranktür in einem Regal. Der Griff sieht aus wie der Teil eines seiner Bilder. Es ist aber tatsächlich ein Türgriff. Oder unter der Treppe: Da hängt ein Bild, das nimmt die Form der Treppenstufen auf und spiegelt sie wider. Hier in der Galerie können sie auch so etwas erleben – das Bild dort hinten neben dem altertümlichen Sicherungskasten. Zwischen den beiden besteht eine Beziehung.

Die Kunst strahlt in die Wirklichkeit hinein. Und umgekehrt. Ich habe einen Zeitungsausschnitt mitgebracht, darauf sehen Sie ein Bild. Ich habe gedacht: Das muß eine interessante Ausstellung sein. Und ich muß Ákos fragen, ob er den Künstler kennt. Die Bildunterschrift ist aber folgende: „In einem Wald im US-Bundesstaat New York sind am Montag zahlreiche Waggons eines mit flüssigem Propangas beladenen Güterzugs entgleist und anschließend explodiert.“ Es handelt sich nicht um ein Kunstwerk, sondern um die Luftaufnahme eines Eisenbahnglücks. Die Grenzen zwischen Kunst und Wirklichkeit sind fließend. Sie verschwimmen. Das ist Transzendenz.

Nebenbei bemerkt: Ákos hat tatsächlich vor ein paar Wochen an einem Bild mit einer ganz ähnlichen Formensprache gearbeitet. Er hat das Photo von dem Zugunglück aber vor heute Abend nie gesehen. Und als ich es vor einem halben Jahr aus der Zeitung ausschnitt, kannte ich sein Bild noch nicht.

Noch einmal zurück zur Frage, warum ich die Bilder von Ákos Matzon so liebe: Sie haben eine ungeheuer beruhigende Wirkung auf mich. In ihnen ist Ordnung. Sie sind nicht einfach so hingeklatscht. Da gibt es ein System, eine Struktur. Ich bin Deutscher, ich brauche das.

Das ist aber nicht alles. Man findet immer einen Bruch darin, oder mehrere. Hier zum Beispiel in dem Bild „Net 6“. Das Bild ist ganz schwarz, aber eines von diesen kleinen Elementen schimmert rötlich. Ein anderes ist rund, als einziges. Oder diese kleine Schräge hier, so etwas gibt es in dem ganzen Bild sonst nicht.

Das ist der gekonnte Stilbruch. Ein Element, das eigentlich nicht hineinpaßt, und es darum spannend macht. Der Einbruch der Kreativität in die Ordnung. Der Moment, in dem im Film „Amadeus“ Salieri sagt: „Das geht nicht, das können Sie doch nicht machen“. Und Mozart sagt: „Doch, genau so muß das sein.“

Und ich bitte Sie um Entschuldigung: Jetzt muß ich doch einen Bogen zu meinem Hauptberuf schlagen. Dieses Spannungsfeld von Kreativität und Ordnung ist genau das, was ich in der Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Ungarn, Deutschen und Polen, Deutschen und Tschechen als große Chance beobachte. Wir können eine Verbindung eingehen zwischen der Ordnung und dem kreativen Chaos. Wir haben die Möglichkeit, uns gegenseitig ganz großartig zu ergänzen.

Die Menschen in Mittel- und Osteuropa wissen das meistens. Hier in Deutschland wissen das die meisten Menschen leider nicht.

Das alles sehe ich in den Bildern von Ákos Matzon. Das sehe ich darin, und ich wünsche Ihnen, daß Sie entdecken, was für Sie darin steckt.

Drei ungarndeutsche Künstler mit europaweiter Bedeutung in Brüssel

(Fortsetzung von Seite 12)

eine weitere künstlerische Versuchung, die Liebe zur Farbe implizit zur Malerei. Und auch als Maler bleibt er sich treu. Seine Bilder entstehen grundsätzlich auf Baumrinde, die Faktur gilt der elementaren Vibration, dessen was noch nicht ist, jedoch werden will, den elementaren ineinander verflochtenen, ununterbrochenen, immer neuen Formungsprozessen der Natur.

Wenn Sie mehr über die drei Künstler erfahren wollen, dann haben Sie die Möglichkeit, die zum Kauf angebotenen Alben zu erwerben.

Diejenigen, die in der Kunst narrative Inhalte bzw. einen Bezug zur Dinglichkeit suchen und die Kunst, verstehen wollen, werden sich mit den ausgestellten Werke trotzdem schwer tun. „Verstehen“ ist auch das falsche Wort bzw. generell eine falsche Vorstellung, mit der man Kunst angeht. Sie erkennen unter Umständen im Werk etwas, eine geometrische Form, einen geometrischen Körper, ein Gerüst, die Ihnen irgendwelchen dinglichen Bezug bescheren, mehr nicht. Das beruhigt das Gemüt, verleiht unter Umständen intellektuelle Sicherheit, mit Verstehen hat es aber wenig zu tun.

Vom Realismus bis zur Abstraktion

Aus der Gruppe der naturnahen Werke soll zuerst „Pfungstreiten“ von Robert König erwähnt werden. Die Holzschnittserie von 1994 zeigte deutsche Bräuche und Feste, unter anderem die Szene aus der hügeligen Weingegend, im Vordergrund mit geschmückten Pferden und aus heidnischen Zeiten gebliebenen Bräuchen wie die Verbrennung der Strohuppe als Symbol des Winterendes. László Heitler dagegen freute sich mit einem Bukett blühender Mandelzweige in Ölfarben auf den Frühlingsanfang und Jakob Forster schickte aus seiner europäischen Metropoleserie mit spektakulären Panoramablick in Mischtechnik schöne Grüße aus Paris und Stockholm.

Auf der gut überblickbaren und luftigen Ausstellung dominierte jedoch die Abstraktion mit ihrem breiten Spektrum, von der geometrischen Strenge bis zu den organischen Formen. Ákos Matzon hat nicht umsonst auch ein Architektendiplom, seine kleine Serie von Drehungen – auf elegantem weißen Fond mit reliefartigen, kühlfarbigen Quadraten und schwarzen oder weißen Linien mit Ringscheiben wechselnd – wirkte wie eine präzise Ingenieursarbeit. Manfred Karsch löschte unter dem Titel „Feiertag oder Lichtblick“ die Rigorosität seiner Farbquadrate mit den inneren Tönen und äußeren Überdeckungen im Regenbogen der warmen Nuancen zwischen Gelb und Bordeaux. László Hajdú kombinierte

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) wurde vor anderthalb Jahrzehnten mit dem Ziel gegründet, durch die Förderung von Literatur und der bildenden Kunst die deutschen Traditionen im Karpatenbecken zu dokumentieren und einer breiten Öffentlichkeit – sowohl in Ungarn als auch im Ausland – zugänglich zu machen. Inzwischen ist es ein angenehmer und nützlicher Usus geworden, sich vor heimischem Publikum regelmäßig mit einer Gruppenausstellung zu präsentieren. In diesem Jahr bot der 15. Geburtstag des Verbandes einen festlichen Anlaß zur Gemeinschaftsausstellung von Gemälden, Grafiken und Plastiken, die vom 28. März bis zum 9. April im Haus der Ungarndeutschen in Budapest zu besichtigen war.

die hellblauen, reliefartigen Parallelen an der verwitterten Wand oder den dunkelbraunen Linien der Gruft mit den mittelalterlichen Gewölben. Der Tapetenentwurf von Beate Hajdú verteilte in zwölf Quadraten runde und gerade Motivreihen in verschiedenen Variationen in gelb-lila Kontrasten. Der Lichtaltar von János Wagner war in horizontalen Pinselstreifen so komponiert, daß die dunklen Töne der Finsternis von unten langsam in die hellen Nuancen der Himmel von oben hineingehen.

Der Altmeister der ungarndeutschen Malerei Josef Bartl war mit zwei charakteristischen, reliefartigen Kompositionen präsent. Sie haben in

der Mitte eine karierte weiße Fläche, aber die rote und blaue Diagonale wird von einem himmelblauen Passepartout umarmt, das „Schwarze Zeichen“ dagegen wird im mittelbraunen Rahmen präsentiert. In „Fest I.-II.“ benutzte Antal Lux die aktuellen Möglichkeiten der Fototechnik, um mit nachträglichen Einmischungen vielfältige und lyrisch-abstrakte Blätter zu erreichen. Die Bilderserie von Volker Schwarz „Sommer in der Toscana“ war aus vielfarbigen konzentrischen Kreisen und Kreuzen sowie Wellenmustern und geraden Linien kombiniert. Mit seiner Serie über „Die Königin und ihre Familie“ stellte Géza Szily dekorative Varia-

tionen aus Nofretete-Figuren in lavierenden Erdfarben vor. Julius Frömmel deckte in „Irgendwo...“ und „Weinlese“ seine Grüntöne teilweise mit Goldblättchen ab. István Damó ließ sich viel weißen Grund frei für seine Landschaften, in der Mitte deckte dann die Oberfläche mit Flecken und Linien zwischen Ocker und gebrannten Siena-Tönen.

Im Bereich der Plastiken soll zuerst das fast lebensgroße Monument des Bildhauers Anton Dechandt erwähnt werden. Unter dem Titel „Gedanken über die Vergänglichkeit“ ließ der Künstler einen vertikalen Baumstamm fast in seinem originalen Zustand. Er mischte sich nur durch einige Vertiefungen im Material ein, um die stilisierte Silhouette einer trauernden Frau ahnen zu lassen. Andreas Huber hängte seine Plastiken an die Wand und benutzte die Grundformen einiger uralter Utensilien der Feldarbeit, um moderne Effekte zu erreichen. So komponierte er rustikale Kleinplastiken wie den „Engel mit Eisenband“ (als Haue) oder das „Aushängeschild des Schuldbewußtseins“ (als Sichel). Und Tibor Budahelyi schließlich konstruierte unter dem Titel „Neue Waffe mit Schulterklappen“ tarnfarbige Raketenformen – mit Vernietungen und Metallsternchen dekoriert –, um die neue Welle der weltweiten Aufrüstung mit diesen „Spielzeugen“ ein wenig lächerlich zu machen.

I. W.

Urvogelinstallation und Zeichenkollektion

Nadler-Gedenkausstellung in Kleinzell

Obwohl er der jüngere von den beiden – in Plintenburg/Visegrád geborenen – talentierten Brüdern war, starb er früher, 59jährig. Dem vielseitigen Künstler Tibor M. Nadler (1943 – 2002) widmet jetzt das Museum in Kleinzell/Kiscell (III. Budapester Bezirk) eine Gedenkausstellung, die im Oratorium des unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes bis zum 13. Januar zu besichtigen ist. Zu sehen sind seine Werke aus den letzten Lebensjahren, die weder für alte Kenner seiner Kunst noch für neue Interessenten enttäuschend sind.

In der zweiten Hälfte der 60er Jahre studierte er Malerei an der Hochschule für Bildende Künste in Budapest. Trotzdem wandte er sich zuerst der Bildhauerei zu und schuf am Anfang seiner Karriere Plastiken, die primäre geometrische Strukturen formulierten und sich der Minimal-Art annäherten. Seit den 80er Jahren lockerte sich diese strenge Sprache langsam, und die analytische Kühle übergab ihren Platz zugunsten einer heiteren Formulierung. Er begann eine Serie von großformatigen Raumkonstruktionen: Die aus Holz geschnittenen Dreieckelemente wurden mit Hilfe von Scharnieren zusammengestellt. Die architektonische Rationalität der Oberflächen

diente als Grund für solche „Bilder“, die mit Pinselstrichen und Farberinnungen übermalt sind. Diese lyrische Abstraktion steht im frappanten Widerspruch zu den kühnen Bauelementen, und der Kontrast verursacht beim Betrachter eine angenehme Spannung. 1994 gewann er mit einem solchen Werk den Hauptpreis der II. Internationalen Ausstellung für Zeitgenössische Kunst in Budapest. Bei der aktuellen Gedenkausstellung jetzt erinnert die aufgehängte Rauminstallation „Urvogel“ aus dem Jahre 1999 als 8. nummeriertes Stück einer monumentalen Plastikserie an diesen Erfolg. Die ausgebreiteten Flügeln des Riesenvogels – zwischen Himmel und Erde schwebend – strahlen eine Atmosphäre der Freiheit und gleichzeitig der Unsicherheit aus.

An den Wänden hängen großformatige und farbige Pinselzeichnungen



Tibor M. Nadler: Getrennt (1999), Akryl auf Papier (100 x 70 cm)

gen aus den Jahren 2001/02, die unmittelbar vor seinem frühen Tod entstanden sind. Obwohl die Haupt-

elemente der Kompositionen dieser Mischtechnik dieselben Dreiecke sind, die er auch für seine Installationen verwendete, vermischen sich diese spontanen Linien auch mit unregelmäßigen Quadraten, Zieglformaten oder konkaven und konvexen Motiven. Trotzdem ist jede Uniformität oder Langweiligkeit ausgeschlossen, weil die Variationsmöglichkeiten fast unbeschränkt scheinen. Die schwarzen Konturen können sich auf weißem Grund mit den gelben, braunen oder grauen Farbflecken vermischen, die im Inneren oder Äußeren dieser Muster Platz finden, sich eventuell nebeneinander verbreiten. Ein anderes Mal ist die Oberfläche ganz mit diesen Farbtönen bedeckt, und die dunklen Linien fliegen schwerelos über den bemalten Grund. Diese geometrischen Formen können aber auch bewußt betonte Körperlichkeit bekommen – im direkten oder übertragenen Sinne des Wortes –, falls die begrenzten Bildteile mit dichten und dunklen Farbschichten vollgestopft sind. Am Ende seiner Schaffensperiode überraschen uns diese malerischen Zeichenserien mit lebensfroher Farbigkeit, unerwarteten Formen und neben den kalkulierten Spannungen auch mit spontan entstandenen Harmonien.

István Wagner



Munkácsy-Preisträger Géza Szily: Reise in der Batschka II., Aquarell auf Papier, 2001, 73 x 53 cm

Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 Preis: 200 Ft (vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft (vergriffen 2. Auflage soll bis Ende Feber 2008 erscheinen)

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte. 1976 – 2001. Budapest 2004. 205 S. ISBN 963-8333-08-1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 9: Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 2005. 214 S. ISBN 963-8333-11-1 ISSN 1216-6324 Preis: 980 Ft

Band 10: Literatur Literaturvermittlung Identität. Tagungsband. Budapest 2004. 143 S. ISBN 963-8333-12-X ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 11: Koloman Brenner: Sehlichst. Budapest 2007. 72 S. ISBN 963-8333-13-8 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Reihe Kunst

Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 800 Ft

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 – 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 940 Ft

Band 4: Matzon Ákos NET (deutsch-ungarisch-englisch). Budapest 2005 ISBN 963 8333 09X ISSN 1216-6324 Preis 2000 Ft

Band 5: Antal Dechandt Katalog. Budapest 2005 ISBN 963 8333 10 3 HU-ISSN 1785-7465 Preis 800 Ft

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. Preis: 500 Ft

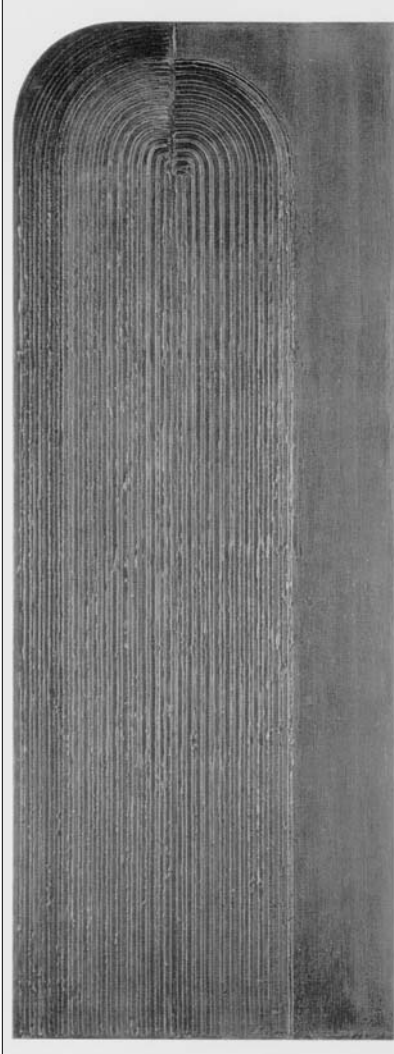
Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait. 2480 Ft

Igele – Bigele. Ungarndeutsche Kinderanthologie. Budapest 1980 100 S. Preis: 600 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

Bestellungen an:
VUdAK – Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, Lendvay u. 22 II. H-1062
Tel.: +36 1) 302 67 84, +36 1) 302 68 77
Fax: +36 1) 354 06 93
E-Mail: neueztg@hu.inter.net
www.vudak.hu



Die Ausstellung „Struktureller Monokrom 2001 – 2007“ von László Hajdú in der Galerie Csepel (Csete Balázs u. 13. Eingang von der Árpád-Straße) können die Gemälde des VUdAK-Mitglieds bis zum 10. Januar 2008 besichtigt werden. Öffnungszeiten: werktags von 9 – 17 Uhr.

Dank für Steuer

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit einem Prozent ihres Steueraufkommens unseren Verein bedacht haben. VUdAK erhielt auf diese Weise 2007 68 342 Ft. Der Betrag wurde für die Werkstattgespräche in Sepsard verwendet. Wir danken herzlichst für die Förderung.

*Ungarndeutsche
Publikationen
können Sie bequem
übers Internet
bestellen:
[www.neue-
zeitung.hu/publikationen](http://www.neuezeitung.hu/publikationen)*

Vorschau

Am 4. März wird sich der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler im Wiener Collegium Hungaricum präsentieren. Robert König stellt seine Grafiken zur tausendjährigen Geschichte der Ungarndeutschen unter dem Titel „Ulmer Schachtel“ aus. Koloman Brenner liest aus seinem Buch „Sehlichst“, Angela Korb und Stefan Valentin lesen eigene Texte und umrahmen das Programm musikalisch auf Klarinette und Geige.

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst
Die Herausgabe der Signale wurde durch die
Gemeinnützige Stiftung
für die Nationalen und Ethnischen Minderheiten Ungarns
gefördert

Redaktion: **Johann Schuth**

Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H – 1062

Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Internet: www.vudak.hu

Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. László Kodala

Vorstandsvorsitzender/Generaldirektor von

Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó

Lajosmizsei Nyomda – 07-4234

Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján